Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, G. F.

Perlen Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde

Nürnberg 1838

Paed.pr. 2430
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760625-0

Pr.
50

Paed. Pr. 2430

*P. C. Geissler inv. Nbg.*

Avarin der Geizige.

# Perlen.

## Erzählungen

für

die Jugend und ihre Freunde.

(Nach Meletaons Tugendschule bearbeitet)

Von

G. F. Müller.

Nürnberg,
in der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.
1838.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B. m. S.
17

# Vorwort.

Der Zweck jeder Jugendschrift sollte immer ein doppelter, Unterhaltung, so wie moralische Fortbildung und Veredlung seyn. Leider finden wir aber so viele Werke dieser Gattung, die nur nach Unterhaltung haschen, und den Lesekitzel für den Augenblick zu befriedigen beabsichtigen. Diese kennen die Forderungen der Zeit und die Achtung nicht, die der Autor der um ihn her aufblühenden Generation schuldig ist, und verdienen sich darum den Dank des Publikums nicht, für das sie geschrieben sind. Unter diese Rubrik möchte mein Buch nicht gehören. Der warme Jugendfreund mißgönnt seinem Lieb=

lingen keineswegs die Mittel, sich ihre übrige Zeit durch eine angenehme und leichte Lectüre zu vertreiben, er giebt sie ihnen vielmehr selbst an die Hand; aber er möchte sie von einer solchen Beschaffenheit finden, daß sie den jugendlichen Geist zugleich erheitern, erheben und auf eine richtige Weltansicht führen. Nur eine solche Lectüre unterhält im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. sie beschäftigt den Geist, neue Ideen in sich aufzunehmen, und solche sich selbst zu schaffen. Und dies liegt in der moralischen Kraft des Lesestücks und macht allein dasselbe zum Lieblinge der Leser. Ein solches Buch möchte ich der Jugend in die Hände liefern. In wie weit es mir gelungen ist, diese Aufgabe in der Bearbeitung einzelner Erzählungen aus dem ehemals so viel gelesenen Buche: die wohleingerichtete Tugendschule ꝛc. von Meletaon, zu lösen, wird der Beifall zeigen, den dieselben finden. Möchte er aber so groß seyn, als der war, den das Mutterbuch einst fand, dann

wäre mein Ziel erreicht und meine Arbeit reichlich gesegnet. Den Titel: Perlen — habe ich nicht um des Prunkes willen, sondern darum gewählt, weil ich aus den angegebenen Werke nur das Beste und für meinen Zweck Brauchbarste auszuheben suchte.

**Der Verfasser.**

# Inhalt.

1) Avarim der Geizige, ein arabisches Mährchen.

2) Glaubensmuth eines jungen Irländers. 48

3) Würde und Glück der Tugend, oder: die über Gold geschätzte Katze. 84

4) Der Mensch denkt, Gott lenkt. 126

5) Die feindlichen Brüder. 140

6) Der durch Schiffbruch reich gewordene Engländer. (Eine Robinsonade.) 147

7) Del Tiego. 220

## Avarim der Geizige.

(Ein arabisches Mährchen.)

---

In Mekka, einer der beiden heiligen Städte der Mohammedaner, als dem Geburtsorte ihres Propheten, steht die heilige Kaaba, oder der uralte Nationaltempel derselben, mit dem Bronnen Zeinzeni, jenem wunderbaren Quell, den Gott der fliehenden Hagar zeigte, als sie in der Wüste um die Rettung ihres vor Durst sterben wollenden Sohnes Ismael flehte.

Zu diesem heiligen Gotteshause muß jeder Bekenner des Islams, der Religion der Mohammedaner, wenigstens in seinem Leben Einmal wallfahrten, wenn er sich vor den Augen der Glaubensbrüder als einen Rechtgläubigen beweisen und alle Vorschriften des Korans, ihrer Bibel, als solcher genau beobachten und erfüllen will.

Die Kaaba soll, nach dem Glauben der Mohammedaner, schon von Adam erbaut, und von Abraham, dem ältesten Patriarchen, dem Vater Ismaels, von dem der Prophet unmittel-

bar seine Abstammung herleitet, abermals geweiht und zur Gottesverehrung benützt worden seyn.

Hierher wandern jährlich Tausende von Pilgern, an dieser heiligen Stätte das erste und heiligste Gelübde ihres Lebens zu lösen, dem Propheten den Schwur der Treue zu erneuern, und jenes Glaubensbekenntniß aller Mohammedaner feierlichst auszurufen: „Es ist nur Ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet.

Mekka selbst liegt in einer unfruchtbaren Gegend, nach allen Seiten von jenen oft beschriebenen furchtbaren Steppen umgeben, in denen der Reisende mit Gefahren aller Art zu kämpfen, und Hindernisse zu besiegen hat, die nicht selten die menschlichen Kräfte übersteigen.

Dahin gehört das Verirren in den endlosen Sandwüsten in denen auch die neuesten Spuren einer ganzen Karavane oft das leiseste Lüftchen verweht, und dem nachfolgenden Wanderer kein tröstliches Zeichen wird, die Wohnung eines menschlichen Wesens zu finden und dadurch dem Durste und Hungertode, oder andern schrecklichen Gefahren zu entgehen, wenn er nicht eine genaue Kenntniß des Himmels besitzt und nach dieser, wie der Seemann, seinen Weg zu finden und den Ort seiner Bestimmung zu erreichen weiß. Wohl hat man in der neuern Zeit auch Karavanserejen, oder Gebäude errichtet, wo ganze

Gesellschaften bequem übernachten, und sich wenigstens mit frischem Wasser wieder versehen können; aber auch zu ihnen führen keine öffentlichen Heerstrassen, und es gehört viele Erfahrung und genaue Ortskenntniß dazu, sie aufsuchen zu können.

Streifende Horden freier, arabischer Stämme, besonders der Beduinen, deren Lieblingsgeschäft und Haupterwerbszweig es ist, Reisende zu berauben, oft kaltblütig zu morden, oder in lebenslängliche Gefangenschaft mit weg zu führen, heißhungrige, reißende Thiere, der Alles tödtende Wind Samum, oder auch die durch Stürme aufgewühlte Wüste selbst, die mit ihren ungeheuern fliegenden Sandmassen oft ganze Karavanen bedeckt, drohen hier dem Wanderer nicht selten den Untergang.

Trotz aller dieser Gefahren verläßt der ächte Muselmann die stille heimathliche Flur, und zieht hinaus aufs Ungewiße, die Vorschrift des Propheten zu erfüllen, die vorgeschriebene Wallfahrt nach Mekka zu verrichten.

Um nun den frommen Gläubigen, die jährlich dahin kommen, wenigstens den gefährlichen Rückzug zu erleichtern und sich selbst ihr Auskommen zu verschaffen, leben in Mekka viele Kameeltreiber, deren Geschäft es ist, die Reisenden, gegen eine bedungene Summe, auf ihren Kameelen, an den Ort ihrer Bestimmung zu

schaffen, und diesen zugleich als sichere Führer durch die gefahrvolle Wüste zu dienen. Ein solcher Kameeltreiber oder Wüstenführer war auch der Held dieser Geschichte, unser Avarim. Er hatte lange in Mekka gewohnt und durch glückliche Wüstenzüge es endlich von dem Besitze zweier Kameele bis auf zwölfe gebracht. Nicht selten aber ist der Mensch, wenn ihm das Glück Einmal freundliche Blicke zugeworfen hat, unzufrieden mit dem, was es mit freigebiger Hand ihm beschied, und oft ist diese Unzufriedenheit dann der Anfang eines Lasters, das schon die Bibel als die Wurzel alles Uebels nennt. Dieß Laster ist der Geiz.

Auch unserm Avarim genügte schon nicht mehr, daß der Gott seines Propheten ihn mit dem Besitze zwölf so nützlicher Thiere gesegnet hatte, die ihm ein reichliches Auskommen gewährten, und ihn in den Augen Minderbegüterter zu einem wohlhabenden Manne machten. Ihn gelüstete nach dem Besitze größerer Schätze, und er hoffte durch irgend einen Zufall, von den Launen des Glücks begünstigt, seine Wünsche befriedigt, und sich in den Stand gesetzt zu sehen, sein mühevolles Leben aufgeben, und in schönen Gemächern, auf weichen Polstern, bei dem Dampfe der Theetasse und der Pfeife, seine übrigen Tage verleben zu können.

Solche Gedanken begleiteten ihn seit langer

Zeit auf allen seinen Reisen, aber immer schien die Glückspforte sich ihm nicht öffnen zu wollen, und er haderte deswegen in Gedanken oft mit der Vorsehung. Einst, als er wieder eine reisende Gesellschaft durch die Wüste geführt hatte, und sich auf dem Heimwege befand, schlug er mit seinen zwölf leer gehenden Kameelen eine Richtung ein, auf der er mit seinen müden und fast erschöpften Thieren eine erquickende Ruhestelle zu finden hoffte.

Durch ein Gebet zum Allah und seinen Propheten gestärkt, glaubte er dieselbe nicht verfehlen zu können. Schon sah er in dämmernder Ferne am Saume des Horizonts einige dunkle Punkte, und erkannte in ihnen, je näher er kam, immer deutlicher die hochragenden Stämme einer Palmenart, die die Natur in jenen dürren Steppen gleichsam als Wegweiser an den Rand einer erquicklichen Quelle hinpflanzte und die der ermattete Wandrer mit lauten Seegenswünschen begrüßt. Immer mehr verdoppelten die kraftlosen Thiere ihre Eile, denn auch sie leitete ihr Instinkt an diesen Ort der Erquickung und der Ruhe. Endlich war er erreicht, und wie groß war die Freude unseres Helden, als er in einiger Entfernung auch ein menschliches Wesen an dieser freundlichen Stelle, und sogar einen Heiligen seines Glaubens, einen Derwisch oder mohammedanischen Mönch erkannte. Der

Derwisch saß, angelehnt an den Stamm einer Palme, auf dem, mit schönen Grase bedeckten Boden und las, ganz vertieft, in einem der heiligen Bücher, welche diese Mönche auf ihren Wanderungen immer bei sich zu führen pflegen. Ein Derwisch steht bei den Mohammedanern in großen Ansehen, und seine Ansprüche gelten denselben für untrüglich und heilig. Seine Nähe wird für Segen bringend gehalten, und jeder Gläubige, der ihm begegnet, hält sich an diesem Tage für besonders glücklich.

Mit Ehrfurcht näherte sich daher Avarim dem Derwische, und grüßte ihn mit den Worten: „Heil dir, heiliger Mann, von Allah und seinen Propheten!“ Aber der Derwisch schien ihn nicht zu bemerken, und las immer eifriger in seinem Buche fort. Avarim, den dieß einigermaßen befremdete, zog sich zurück und zäumte seine Kameele ab, damit diese inzwischen im frischen Grase weiden konnten. Nach einiger Zeit näherte er sich ihm wieder. „Heiliger Vater! redete er ihn jetzt an, du mußt gewiß sehr hohe Betrachtungen haben, weil du denjenigen der dich grüßt und dir alles Gute wünscht, nicht siehst und ihm nicht dankest.“ Wie aus einem Traume erwachend sah der Derwisch auf, erblickte den Mann, dessen Stimme ihn geweckt hatte, steckte sein Buch in einem seiner weiten Aermel, und sagte endlich zu Avarim: Mein

Sohn! Du wunderst dich, daß ich so vertieft in den Inhalt dieses Buches war. Es würde dich nicht befremden, wenn du ihn kenntest. Verzeih, daß ich deinen Gruß nicht sogleich erwiederte; möge dir von Allah und seinem Propheten Heil wiederfahren! Bei diesen Worten reichte er ihm den Saum seines Kleides, den der Türke ehrerbietig küßte. Nun aber fuhr der Derwisch weiter fort, „sollst du auch hören, was für Gedanken mich so tief und ernstlich beschäftigten, wenn du dich zu mir in den Schatten der Palme setzen und mich geduldig anhören willst.“ Avarim setzte sich neben den Derwisch und dieser begann nun: „Die Ursache meines Nachdenkens waren die Reichthümer und Schätze dieser Erde. Aber nicht sowohl diejenigen, welche bereits die Menschen besitzen, und sich das Leben dadurch angenehm und leicht machen, als jene, welche vergraben, unbekannt und unbenützt an so vielen Winkeln der Erde verborgen liegen. Wie viele Tausende von Menschen könnten damit ihren Kummer und ihre Sorgen verscheuchen, und wie viel Unglück und Leiden aller Art würden die Menschen dann weniger treffen.“ „Aber, du wirst es mir nicht übel nehmen,“ erwiederte Avarim ehrerbietig, „sage mir doch, heiliger Mann, was nützt denn dieß tiefe Nachsinnen über Dinge, deren Enträthselung wir doch nie finden können, und die sich unserem inneren Auge

doch nie entdeken?" — „Nie entdecken? glaubst du," fuhr der Mönch in seinem Eifer auf, „und was das Nachdenken nützt? Eben das soll es nützen, daß wir sie finden und glaube nie, daß ich nicht im Stande wäre, dich in kurzer Zeit an einen Ort zu führen, an welchem so viele und so kostbare Schätze verborgen liegen, daß deine 12 Kameele sie auf zwanzigmal nicht wegtragen würden. Aber —" hier hielt er inne, und sah Avarim mit forschenden Blicken an — „Aber?" fragte Avarim begierig, denn in ihm waren alle seine früheren Hoffnungeu plötzlich wieder erwacht, „o heiliger Vater vollende!" und der Derwisch fuhr fort: „aber die Weisen der Vorzeit hielten dafür, daß großer Reichthum den Menschen, wenigstens vielen darunter, mehr schade als nütze, und vergruben deßwegen die köstlichen Schätze an verborgene Orte der Erde, um ihnen das größte Hinderniß zur Tugend und Weisheit aus dem Wege zu räumen. Allein dadurch sind sie nicht für alle Menschen verloren. Der wahrhafte Weise kann sie wieder finden und benützen, oder zur Benützung andern überlaßen. Wenn er sie für tugendhaft im rechten und vollen Sinn des Wortes halten kann, und eben darum sind diese Bücher geschrieben, wie du vorhin eines bei mir sahest, deren Schriftverständniß aber nur dem Gelehrten zugänglich ist. — „Hältst du mich nicht für tugendhaft?"

fragte mit kindischer Einfalt jetzt Avarim den Mönch, aber hinter seiner Frage lag die Begierde nach diesen Schätzen verborgen. „O Freund“ entgegnete der Derwisch, „dazu ist unsere Bekanntschaft zu kurz, und in so wenigen Augenblicken ist kein Weiser im Stande das Herz irgend eines Menschen zu durchschauen. —“ Das klang vortheilhaft für unsern Avarim, er erzählte nun mit vieler Beredsamkeit dem Geistlichen sein bisheriges mühevolles Leben, vergaß nicht jedes Almosen zu bemerken, das er von seinem Wenigen gab, und den oft wiederholten Besuch der h. Kaaba zu erwähnen, wobei er jedesmal gefastet und gebetet. Auch fügte er noch hinzu, wie viel Gebete er außer den vorgeschriebenen, des Tags verrichte, und wie er überhaupt bedacht sey: die Lehren des h. Koran pünktlich zu erfüllen. „Glaubst du nun nicht,“ schloß er endlich, „daß ich einer von denen sei, denen diese verborgenen Schätze wahrhaft nützen würden?“ und sah dem Derwische lange und bittend ins tiefe, dunkle Auge! „Durch die Erfüllung äußerlicher Zeichen und Ceremonien ist für den wahren Tugendschatz noch Wenig oder Nichts gewonnen“ war die Antwort, und der kann immer noch ein lasterhafter Mensch sein der alle vorgeschriebenen Religionsgebräuche aufs Pünktlichste befolgt. Das Herz, der innre Tugendsinn, gibt dem Menschen seinen wahren

Werth, und fließt die Erfüllung aller kleinern Pflichten, auch die, der äußerlichen Religionsgebräuche aus dieser Quelle, dann hat der Mensch den Schatz der Tugend und der Weisheit inne, der irdische Schätze ihm entbehrlich macht, und hat er sie, auch diese weise nützen lehrt. Darum prüfe dich, ich kenne deinen Wunsch und siehe zu, ob die Erfüllung desselben nicht zu größerem Unglücke dir gereichen würde als das ist, dem du zu entgehen hoffest. — „Ich kenne mein Herz,“ versicherte Avarim und weiß, daß ich nur ganz glücklich und mit meinem Schicksale zufrieden seyn würde, wenn ich durch deine Güte in den Besitz so vielen Vermögens käme, daß ich meine bisherige mühe- und gefahrvolle Lebensweise aufgeben, und dem Gotte unseres Propheten meine letzten Tage ohne Sorgen und Kummer weihen könnte. Ich würde der Armen und Nothleidenden nie vergessen, alte und arme Pilgrime unentgeldlich auf meinen Kameelen von einem Orte zum andern schaffen lassen, und besonders dir, heiliger Vater!“ — bei diesen Worten fiel er ihm um den Hals und küßte ihn — „mein Leben lang dankbar sein.“

Diese Reden schienen den Derwisch zu bewegen, von der geheimnißvollen Wissenschaft des wunderbaren Buches für Avarim Gebrauch machen zu wollen, und schon sah dieser sich im Geiste auf einer Ottomane liegen, der höchsten Wonne

eines gemeinen Türken, nebst dem Thee und der Pfeife, und seinen Sclaven befehlen, ihm die Füße mit kostbarem Oele zu salben, als jener also begann: „Avarim! ich halte dich für einen aufrichtigen, redlichen Muselmann, und glaube gefunden zu haben, daß du die heiligen Geseze des Koran kennest und ehrest, daß du also auch weißt, daß der Prophet den Geiz als das schwärzeste aller Laster verwirft, und daß ein geiziger Muselmann nie das Angesicht seines Propheten schauen wird. Ich glaube auch, daß du das erste Gesetz des Koran kennen und ehren wirst. „Wohlzuthun und mitzutheilen dem Dürftigen und nie dich deines Glückes zu überheben.“ — Ich will deinen Wunsch erhören, aber du mußt zuerst noch eine Bedingung erfüllen, die mir in Voraus beweißt: daß du nach irdischem Gute nicht geizest. „Und welche wäre denn diese, heiliger Vater!“ sagte Avarim voll Freude. „Du mußt deine Kameele mit mir theilen,“ erwiederte der Derwisch. „O gerne, gerne, heiliger Vater,“ war die Antwort des Mannes, der um einen so geringen Preis sich auf einmal so reich und glücklich sah, und alle seine früheren Ideen vom Leben eines Reichen standen jezt wieder auf ein Mal lebendig vor seiner Seele. „Alle will ich sie dir geben, wenn sie dir frommen, und du dein heiliges Versprechen erfüllst.“ — „Avarim,“

warnte der Derwisch, der einen tiefern Blick in des Mannes Innern gethan hatte, „es könnte dich reuen, und du würdest dadurch dein ganzes Glück wieder verscherzen, denn gerade dieß ist die letzte und wichtigste Bedingung der Weisen der Vorzeit: Daß nie dem Manne gereue, den diese Schätze wirklich beglücken sollen, was er dafür oder auch davon andern gegeben.“ Avarim versicherte: Dieß Alles zu können und der Derwisch fuhr fort: „Wenn du das kannst, so mache dich reisefertig, und wir werden in kurzer Zeit einen jener geheimnißvollen Orte erreichen, an dem du, wie durch ein Wunder, ein reicher Mann werden sollst.“ Nie hatte Avarim seine Kameele schneller gezäumt, als diesmal, und kaum gestattete er ihnen noch einen Trunk aus der Quelle, so trieb ihn die Begierde nach dem Besitze der versprochenen Schätze. Schnell setzte er sich auf und stimmte lustig ein Liedchen auf seiner Zwergpfeife an, während der Derwisch sein anderes Thier bestieg. Munter, mit gespitzten Ohren förderten beim Schalle der Pfeife die Kameele ihre Schritte, und trabten erquickt und gestärkt, durch den Sand der Wüste. Als sie so eine Strecke weit geritten waren, steckte Avarim seine Pfeife in die Tasche und begann nun folgendes Liedchen zu singen, das er öfter wiederholte:

Beim Allah! ein schönes Leben,
Nehmen, und nicht wieder geben,
Finden, und nicht suchen dürfen
Taback rauchen, Kaffee schlürfen
Und auf weichen Polstern liegen;
Schöner kann man's nimmer kriegen.

Dabei machte er immer verschiedene Bewegungen der Freude und wußte nicht, wie er dieselbe genug ausdrücken sollte. Er pfiff und jauchzte, und hätte auf seinen Kameelen getanzt, wenn ihm nicht der Rücken desselben zu schmal dazu gewesen wäre. — Der Derwisch hatte indeßen sein Buch wieder hervorgezogen, und las einige Stellen desselben mit tiefen Nachdenken durch, ohne, wie es schien, die närrischen Aeußerungen der leidenschaftlichen Freude seines habsüchtigen Begleiters zu bemerken. Endlich schlug er dasselbe wieder zu und sagte in würdevoller Ruhe zu Avarim, indem er nach einer südöstlichen Gegend der Wüste deutete: „Nun werden wir bald am Ziele sein: Dort wo aus der Ferne jene kahlen Felsenhügel herüberglänzen, dort ist der Ort, der uns beide für immer glücklich machen soll. Dort kannst du dir nehmen, soviel als deine sechs Kameele zu tragen im Stande sind, aber merke dir wohl: Laß dir damit auch genügen." — „Gewiß, gewiß," begütigte Avarim den warnenden Mönch, „ich

werde ja so viel bekommen, als ich brauche um ein angenehmes, sorgenfreies Leben führen zu können, und wozu sollte ich mir mehr wünschen?" Der Mönch schwieg, und so waren sie inzwischen dem Felsen näher gekommen. Ein steiler enger Pfad führte zu dem Punkte hinauf, den der Mönch, als den Ort der Glückes und des Reichthums bezeichnet hatte.

Am Anfange des Pfades waren sie abgestiegen, um nach ihrer Verabredung, die Kameele zu theilen und dann den Weg vollends hinauf zu ziehen. Voll Freude gab Avarim dem Derwische die sechs versprochenen Kameele, und weil der Felsenpfad eng und steil war, so ordneten sie den Zug der Lastthiere so, daß immer eines nach dem andern kam. Der Derwisch ging mit den seinigen voran, und Avarim folgte in freudiger Erwartung hinten nach.

Sie gelangten endlich auf eine freie ebene Felsenplatte vor der in Pyramidenform, ein anderer ungeheurer Felsen aufgethürmt lag, den der Derwisch, als den lang ersehnten Ort bezeichnete.

Wie ein Kind bei uns sich auf dem Anblick des geputzten Baumes am Weihnachtsabend freut, eben so voll sinnlicher Begierde, begaffte Avarim den Felsen jetzt, und hockte bald da bald dort sich vor ihm hin, um eine Spalte zu entdecken, durch die der Glanz der verborgenen Schätze,

wie er meinte, sich zeigen sollte. Die Sonne warf nun ihre letzten Strahlen von Westen her über die ungeheure Fläche der Wüste, und weithin sah man nichts als Himmel und Sand. „Morgen seh ich dich wieder,“ sagte jetzt der Türke beim Anblicke der scheidenden Sonne für sich mit einem kindischen Lächeln in seinen langen Bart hinein, „aber nicht mehr als ein armer Kameeltreiber, sondern als ein reicher unermeßlich reicher Mann, dessen Schätze vielleicht nicht viel geringer sind als die des Sultans!“ machte eine stolze Bewegung mit dem Kopfe und wollte gravitätisch sich umdrehen um am Lederwerk der Kameele nachzusehen ob nichts fehle, als er über das ausgestreckte Bein eines gelagerten Kameels fiel und im Fallen weithin gegen ein anderes purzelte, „bei dem Bart des Propheten!“ sagte er dann im Aufstehen, etwas erschrocken über den ärgerlichen Fall, „das wird mir wohl thun, wenn so geschmeidige Stoffe im kühlenden Abendhauche um diese Glieder flattern und in den Steinen meines Turbans sich die Sonne spiegelt.

In solchen kindischen Betrachtungen fuhr er noch länger fort, bis ihn das Abendgebet des Derwisches aus diesen Träumen weckte, und er sich nun auch wie jener, mit dem Gesichte knieend nach Osten wandte, um sein Abendgebet im Stillen zu verrichten. Bis dieß nun geschehe

hen war, hatte die Sonne sich längst hinter den Fluthen des arabischen Meerbusens hinabgesenkt und die hereindämmernde Nacht breitete ihre schwarzen Flügel mehr und mehr über die unabsehbaren Steppen aus. Kein Lüftchen rings umher regte sich, und schweigend stand am fernern westlichen Himmel der Abendstern und sah von seiner dunkelblauen Deke in den weiten Raum hinein. —

In diesem feierlichen Augenblick befahl nun der Derwisch dem Avarim, einige Fackeln im Bereitschaft zu halten, sich aber still und ruhig zu verhalten, und Avarim mußte sich Gewalt anthun seine kindische, possenhafte Freude einzustellen. Dieß gelang ihm jedoch bald durch schauerliche Vorstellungen von Dingen, die sich in der lebhaften Phantasie des Morgenländers jetzt kreutzten, und die sich, wie er glaubte, bei dem Einpacken der Schätze zutragen könnten.

Der Derwisch hatte indessen schon sein Buch aus seinem Aermel, und mit einem weißen Stabe einen Kreis in der Luft um sich gezogen, und fing nun an, in einer, dem Avarim ganz unverständlichen Sprache herzumurmeln. Da hörte man ein dumpfes Dröhnen in dem Innern der Felsen. Jetzt zog der Derwisch einen zweiten Kreis um sich, drückte beide Augen zu und betete von Neuem. Da dröhnte abermals der Felsen aber heftiger als zuvor, und als Avarim dieß

sah und hörte, ward ihm so bange, daß er aus Furcht die Augen auch heftig zudrückte, und die Hände davor hielt, um die fürchterlichen Geister nicht zu sehen, denen er das Dröhnen zuschrieb. Da trat der Derwisch endlich vorwärts an den Felsen, schlug mit seinem Stabe dreimal an denselben, und plötzlich sprang mit heftigem Gekrache die Wand entzwei, und durch den weiten Riß war nun der Eingang leicht möglich. Wer aber müßte wohl nicht lachen, wenn er sich den Avarim bei diesem Vorgang denkt? Furchtsam, ja zitternd, daß er fast in die Knie sank, und doch neugierig, öffnete er, als er die Schläge des Derwisches und das Krachen des Felsens hörte, nur ein klein wenig den Finger und sah jetzt, wer beschreibt nun den Wechsel seiner Gefühle wieder — durch diese Fingerritze das Leuchten eines Diamants und viele köstliche Edelsteine, und die Strahlen unermeßlicher Goldschätze. Nun kehrte sein voriges kindisches Benehmen in vollem Maaß wieder, weil er sich selbst noch lebend fühlte, und jetzt das lang ersehnte Ziel vor Augen sah. Kaum war er im Stande Feuer anzumachen und die Fackeln anzuzünden, theils vor unbeschreiblicher Freude, theils vor Bangigkeit, wenn er daran dachte, daß es jetzt ans Packen gehe und sich der Erzählung von einem ungeheuern Pudel erinnerte, der solche Schätze immer bewahren sollte!

Endlich loderten die Fackeln in hellen Flammen auf und der Derwisch und Avarim traten nun schweigend in die offne Höhle, beide mit sich die Kameele führend, die die Last der Schätze tragen mußten. „Wenn ich nur so viel Augen hätte, als einst Argus gehabt haben soll,“ sagte jetzt Avarim für sich, „daß ich im Stande wäre, Alles zu übersehen, und das Beste zu wählen. Das ist ein Glanz! das ist ein Reichthum!“ und dann hüpfte er in lauter Bocksprüngen nach einen Winkel der Höhle, wo es am hellsten blitzte.

Aber immer konnte er sich des Gedankens an den Pudel nicht verwehren, so daß er einmal laut aufheulen wollte, als er den Schatten eines Kameelkopfes weit hinten neben einer hohen Schicht Goldstangen erblickte, während der Derwisch ruhig und gelassen eines nach dem andern von seinen Kameelen belud. Schon hatten beide alle ihre Kameele beladen und wollten sich eben zur Abreise anschicken, als der Dermisch halbnachsinnend den Zaun derselben fallen ließ und in einen Winkel der Höhle eilte, um noch ein Büchschen zu sich zu stecken, das er bald vergessen hätte mitzunehmen. Dieß bemerkte Avarim wohl, getraute sich aber jetzt doch nicht zu fragen wozu, und schweigend führten sie wie sie gekommen waren, ihre Kameele wieder heraus auf den freien offenen Platz vor den Felsen.

Hier angekommen wiederholte der Derwisch seine frühern Ceremonien; mit dumpfen Dröhnen, das lange noch im Innern der Höhle nachhalte, schloß sich der Felsen, und Niemand sah auch nur die geringste Spur, daß er jemals offen gewesen war.

„Nun bin ich der Glücklichste unter Allen in Mekka," jubelte Avarim, und dankte dem gütigen Manne für sein so treues Verhalten. Aber der Derwisch rief ihm mit Würde entgegen: „Freund! gedenke der Worte unter den Palmen." So zogen sie nun den Felsen hinab den dämmernden Morgen entgegen.

Endlich machte der Derwisch halt und sagte: „Lieber Avarim, wir müssen uns jetzt trennen, denn mein Weg ist gerade dem deinigen entgegengesetzt. Du siehst, daß alles, was ich dir sagte, bisher genau in Erfüllung ging, dieß laß dir als einen Beweis dienen, daß ich dir lauter Wahrheit gesagt habe, und nun lebe wohl, und benütze weise das Deinige. Vergiß nie die Worte unter den Palmen." Dankend schied Avarim jetzt von diesem gütigen Weisen, versprach alles zu halten, was er früher gelobte.

Wie aber der Geizige nie zufrieden ist mit dem, was das Glück ihm schenkte, so war es auch Avarim nicht, denn in ihm hatte nun einmal das Streben nach dem Besitze vieler irdi-

scher Güter seine ganze Seele umfaßt und erfüllt.

Kaum sah er den Derwisch mit seinen sechs Kameelen dahin ziehen, so reute es ihn, sie so voreilig weggeben zu haben, er stand stille und sann nach, wie er es wohl anfangen solle, um wieder zu denselben, sammt den Schätzen zu gelangen die sie trugen. Er hatte die Warnung des Derwisches jetzt schon vergessen. Alle jene guten Vorsätze, Versprechungen und Entschliessungen unter den Palmen waren auf einmal wie aus seiner Seele verwischt, und nur der Gedanke an den Besitz unermeßlicher Schätze, und nebenbei der aufkeimende Neid gegen den Derwisch, über das geheimnißvolle Büchschen hatten jetzt Raum darin.

Das hatte der Mönch als ein Weiser, wohl lange vorausgesehen und wunderte sich daher auch gar nicht, als Avarim ihm nachgelaufen kam und unter dem Vorwande: der Derwisch sey nicht im Stande sechs Kameele zusammen in Ordnung zu halten und zu führen, dreie derselben für sich noch verlangte. Der Derwisch gab sie ihm gerne und belächelte im Stillen die eigennützige List ds Kameeltreibers. „Ha!“ dachte Avarim, „ist dir diese List so wohl gelungen, so besinne dich schnell auf eine ähnliche und vielleicht erhältst du noch zwei.“ Indem er so dachte, sah er daß auch die drei letzten

Kameele dem Derwische nicht pariren wollten und rief diesem daher zu: „Lieber Vater! du siehst, daß du auch mit diesen Dreien nicht zurecht kommen kannst. Du wirst nicht weit mit ihnen kommen, so werden sie dir durchgehen, weil sie deine Stimme nicht kennen, und Kameele und Schätze sind dann miteinander verloren. Da wäre es also weit besser, du überließest mir noch Zwei, denn Eines würdest du dann sicher doch besser regieren können.

Der Weise lächelte wieder, und gab ihm auch diese.

„Das ging nicht schlecht.“ Dachte der Türke. „Vielleicht wäre es möglich, auch das letzte noch, sammt der geheimnißvollen Büchse zu bekommen.

Besinne dich noch einmal. Alter!“ sagte er jetzt zu sich selbst, während er die Kameele so vor sich her zu den andern trieb und schlug sich mit der Rechten nachdenkend an die Stirne. „Was thut auch ein Weiser mit so viel Schätzen! Er wird sie ja doch nur verschenken, da er ihrer nicht bedarf, und sich dergleichen im Nothfalle so leicht verschaffen kann.“ Da fiel ihm ein neuer Gedanke bei und schnell wandte er sich um, dem Derwisch noch einmal nach zu laufen, um auch vielleicht das letzte Kameel und — wo möglich — das Büchslein zu bekommen. „Heda! heda! heiliger Vater!“ rief er was er

nur schreien konnte und lief sich dabei halb auſ-ser Athem. „Bßt! Bßt! heiliger Vater! halte noch ein Wenig, ich habe dir noch Etwas zu sagen!“ Der Derwisch hielt und fragte: was er denn noch wolle, „du siehst;“ sagte Avarim, daß dein Kameel sich immer so sehnsuchtsvoll nach den übrigen umsieht, so wie die meinigen sich nach ihm umsehen. Sie sind so zusammen gewöhnt, daß es schwer halten wird, sowohl mir als dir, sie fortzubringen. Und da du ja, als ein weiser Mann, der Schätze, die dasselbe auf seinem Rücken trägt, nicht bedarfst, um deine eigenen Bedürfniße zu befriedigen, sondern dieselben doch wahrscheinlich nur wegschenken wirst, so dächte ich, wäre es doch am gerechtesten, wenn du es mir auch noch überließest, da das Kameel ja doch einmal mir gehörte. Meine Kameele würden dann wieder so vergnügt mit einander durch die Wüsten traben, wie früher, du wärest der Sorge für die Pflege des Thieres und die Sicherheit der Schätze überhoben und ich — ach! sagte er mit einem erheuchelten Seufzer — ach! ich wäre dir dann Alles, Alles dieses schuldig! O wie viel wäre ich dir schuldig! Siehe! du würdest mich dann erst recht von ganzem Herzen erfreuen, wenn du dann immer von Zeit zu Zeit zu mir kämest, und bei mir holen würdest, was du bedarfst.“ So redete der schlaue Mann aus lauter Geitz, und

glaubte den Derwisch zu hintergehen. Aber mit ernster und dennoch gütiger Stimme erinnerte ihn der Weise an jene Worte unter den Palmen, denn der Tugendhafte erträgt mit unglaublicher Geduld auch die größten Fehler seines Mitmenschen und benüzt jede Gelegenheit auf ihn bessernd einzuwirken.

Das fiel dem Avarim freilich wie eine Centnerlast aufs Herz, als er sich jener Worte erinnerte, denn er fürchtete jetzt den Verlust seiner Schätze, aber dennoch nahm er keinen Anstand mit heuchlerischen Worten dem Derwische zu entgegnen, daß dieser sein bisheriges Benehmen ja nicht als ein Streben nach noch mehr Gütern und Schätzen betrachten, sondern es vielmehr als ein Zeichen seiner Dankbarkeit nehmen solle, da er ihn ja nur von ungewohnten Sorgen und Lasten befreien wolle. „Und das soll ich als Ernst von dir annehmen," sagte der Derwisch, „von dir, der du unter den Palmen schon anders dachtest als dein heuchlerischer Mund sprach?" „Lieber guter heiliger Mann," sagte Avarim jezt zu dem Derwische und beugte sich tief vor ihm zur Erde, denn nun mußte er ihn durch alle möglichen Vorstellungskünste wieder zu begütigen suchen, — du wirst mich doch jezt nicht strafen wollen, da du bisher so gütig gegen mich warst. Sieh! wenn du's verlangst, so bin ich bereit, dir Alles wieder bis auf mein

Eigenthum, die Kameele zurück zu geben, damit du siehst, daß ich dem Laster des Geizes gewiß feind bin. „Behalte was du hast,“ sagte der Derwisch, „und nimm auch dieses noch, aber lasse mich dann in Ruhe und ziehe deinen Weg in Frieden!“ — reichte dem Mann den Zaum des Kameels hin und wollte gehen, ohne dem ungenügsamen Menschen mehr anzusehen. „Nicht so schnell,“ schrie jezt Avarim, „nur nicht so schnell davon gelaufen,“ und faßte den Derwisch beim Mantel, um ihn zurück zu halten. „Du hast noch etwas in deiner Tasche, das wahrscheinlich das Beste seyn wird und das behieltest du für dich! recht schön, nicht wahr Heiliger! heraus damit oder — beim Allah und seinem Propheten! oder ich werde wissen, wie ich es heraus kriegen soll!“ Mit einem fürchterlichen Blicke sah er dem Derwische jezt ins Gesicht. „Undankbarster! Verworfenster von Ismaels Nachkommen,“ rief der Derwisch voll erhabener Würde ihm entgegen, „wie konntest du wagen, einen Geweihten deines Propheten so täuschen zu wollen, als du es wirklich vorhattest? Wie konntest du glauben, daß ich nicht längst alle Tiefen deiner gemeinen habsüchtigen Seele durchschaut hätte? Zittre vor der Erfüllung meiner Prophezeihung! Einmal hast du gesehen, daß ich Wahrheit gesprochen habe und du hättest an dem dir genügen lassen sollen.

Du mußt es aber auch das zweite Mal erfahren und davor zittere. Entferne dich eiligst von mir, wenn du nicht lange trostlos bereuen willst, was du gethan hast! Aber entschlossen griff der Kameeltreiber abermals nach ihm und schrie ihn an: „Wo hast du das Büchschen und was ist sein Inhalt?“ Da besann sich der Weise einige Augenblicke und sagte dann warnend: Sein Inhalt ist eine Salbe, mit der man die Augen bestreichen muß, wenn man alle verborgenen Schätze der Erde entdecken will, aber nicht Jedem thut sie dieselben Dienste!“ — „Haha,“ schrie Avarim jezt, dacht ich es nicht, das Beste würde er für sich behalten!“ er griff dem Derwische in die Tasche und entriß ihm das Büchschen. „Benütz' es so gut du kannst,“ sagte dieser und ging lächelnd weiter; im Herzen aber doch innig betrübt über das Elend solcher Menschen, die blind unter der Herrschaft ihrer Begierden gefangen liegen.

„Ha ha, ha, ha!“ lachte jezt Avarim, „nun habe ich endlich Alles, was zu einem vollkommenen Glücke gehört. Der mag schauen, wo er wieder eine solche Salbe bekommt. Uebrigens braucht er keine, denn er ist ja ein Derwisch und einem Derwische gehört nicht mehr, als er alle Tage zu seinem Lebensunterhalte braucht. Ich aber habe mich — lange genug geplagt in der Wüste und will es mir von nun

an wohl sein lassen. Und so entwarf er neue Pläne, wie herrlich er sein künftiges Leben einrichten wolle.

Inzwischen war er mit dem letzten Kameele bei den übrigen angelangt. Ermüdet und hungrig von den Strapazen der Nacht und des heutigen Morgens sezte er sich jezt auf einen nahegelegenen Stein, um sein leztes spärliches Kameeltreibersfrühstück zu verzehren, „denn,“ sagte er: „bald werde ich was beßeres haben!“ Da fiel ihm die Salbe wieder in die Hand, und nun wandelte ihn eine solche entsetzliche Neugierde an, die Wirkungen derselben kennen zu lernen, daß er sich nicht enthalten konnte, das Büchschen zu öffnen und seine beiden Augendeckel zu bestreichen. Schon sah er immer mit starren, gierigen Blicken zur Erde und träumte sich die Wonne des Anblicks ungeheurer Schätze. Da wirkte die Salbe. Aber ach! wie ganz anders als er gedacht! Sein runder fleischiger Türkenschädel zog sich in eine erstaunliche Länge, der Schrecken trieb die untere Kienlade aus ihren Angeln und mit starrem Blicke sah er das Licht des Tages vor seinen Augen plötzlich verschwinden. Nun wollte er wehklagen und schreien und sein Unglück bejammern, aber der Mund versagte den Dienst und nichts als ein langgedehntes Au Au Au trug die Schreckenspost zu den Ohren des Derwisches, der die in ziemlicher

Entfernung dieß jammervolle Schauspiel erwartet hatte.

Mit entsetzlichem Geheule sprang Avarim vom Steine empor, lief wie ein Rasender hin und her, stieß bald an seine Kameele, bald an einen Stein, und konnte auch nicht ein Wort hervorbringen, sein Elend zu schildern und seinen Zustand zu bejammern.

Unterdessen war der Derwisch näher gekommen, um sich des Unglücklichen abermals mitleidsvoll anzunehmen und ihm Verhaltungsregeln für die Zukunft zu geben. Dieß ist immer die Art und Weise theilnehmender liebevoller Menschenfreunde. Auch dann noch, wenn der Undank ihrer Mitmenschen sie mit Schmach und Schande überhäuft, versagen sie demselben Herzen, aus welchem ihnen diese Beleidigungen gekommen sind, ihren erhebenden Trost und ihre innige Theilnahme im Unglücke nicht und rathen und helfen nach Kräften, denn sie leitet nur die, alles erlittene Unrecht vergessende, Menschenliebe.

Schon als Avarim die Tritte des Derwisches vernahm, fand er viele Beruhigung darin, obgleich er ihm sein Unglück nicht klagen und ihn jetzt um Rath und Verzeihung bitten konnte. Da zog der Derwisch ein anderes Büchschen hervor, bestrich mit der darin enthaltenen Salbe die Knochengelenke der Kinnlade des Unglücklichen, und nach kurzer Zeit erhielt der bis-

her weit offen gestandene Mund seine frühere Form wieder und damit auch die verlorne Gabe der Sprache. „Ich Unglücklicher!“ sagte Avarim jezt, „warum vergaß ich so leichtsinnig deine gütigen Warnungen, edler Mann, daß ich nicht nur im höchsten Grade undankbar, sondern sogar noch gewaltthätig seyn konnte! Was helfen mir nun alle Reichthümer und Schätze die ich besitze? — „So geht es dem Unersättlichen,“ entgegnete mit strafenden Tone der Derwisch. „Die Schuld deines Unglücks hat Niemand als du, trage es mit Geduld. Ich will dir den Trost der Gewißheit besserer Zeiten geben; aber die Reichthümer, die du so kurze Zeit besessen, verlierst du wieder bis dahin, damit du zum Zweitenmale die Schule der Armuth und Leiden durchwanderst, die dich für dein späteres Leben auch mit besseren Grundsätzen und edleren Gefühlen bereichern soll. Bist du im Stande, Herr über dich selbst zu werden, jede Leidenschaft aus deinem Herzen zu verbannen und also vor Allem auch deinen heftigen Hang nach irdischen Schätzen und Glücksgütern zu besiegen, so wird eine Zeit kommen, wo du auch wieder Herr deiner Kameele und ihrer Schätze seyn wirst und dein wieder erhaltenes Augenlicht dich zu desto größerem Danke gegen den Schöpfer verpflichtet. Bis dahin verzichte auf Alles, was du bisher dein nanntest. Jene besseren Zeiten aber für

dich werden kommen, wenn du an der heiligen Kaaba in Mekka als Bettler sitzen wirst, bis du einen Menschen hörst, der an heiliger Stätte sein Geschick verfluchen und sich wünschen wird, nie das Licht des Tages gesehen zu haben. Diesen Menschen ergreife, nimm ihm den Turban von seinem Haupte und bedecke das Deine damit und du wirst bald die Güte Allahs und seine weise Führung aufs Neue preißen." Bei diesen Worten nahm der Derwisch sämmtliche Kameele und trieb sie in großen Märschen nach Bagdad, der ehemaligen Hauptstadt des Landes und der Residenz des Kalifen. Avarim saß nun traurig und verlassen fast 24 Stunden lang in der schauerlichen, menschenleeren Einöde und beweinte sein Geschick und seine verlornen Schätze, bis endlich eine Karavane des nämlichen Weges kam und der Führer derselben sich seiner erbarmte und ihn mit nach Mekka nahm, wo er sogleich zur Kaaba eilte so gut er konnte, um dort sein ferneres Schicksal zu erwarten.

Der Derwisch hatte indessen in der Gegend von Bagdad einen Taglöhner getroffen, der es sich recht sauer werden ließ, die vorgenommene Arbeit zu vollenden, um dadurch so viel zu verdienen, als er zur Erhaltung seiner zahlreichen Familie für den nächsten Tag nöthig hatte. Er sah, wie jenem der Schweiß über das magere Gesicht rann, auf dem Sorgen und Kum-

mer tiefe Furchen gegraben hatten. Von einigem Mitleid ergriffen fragte der Derwisch ihn: warum er sich denn gar so sehr plage? Und der Mann erzählte ihm mit aufrichtiger Offenheit seine kümmerliche Lage. Voll freudiger Rührung über diese schöne Gelegenheit, seine Schätze besser anwenden zu können, als bei dem Kameeltreiber, schenkte der Derwisch dem Manne der Myrion hieß, eines seiner Kameele mit allen darauf geladenen Schätzen, befahl ihm in Jahresfrist eine Reise nach Mekka zu machen, um dem Allah und seinem Propheten für die glückliche Wendung seines Schicksals zu danken, — und zog seine Straße weiter. —

Wer schildert die Freude dieses redlichen Familienvaters, seiner sorgsamen, zärtlichen Gattin und seiner vielen eßlustigen Kinder, als sie alle die Kostbarkeiten besahen, die das Kameel auf seinen Rücken trug und die nun alle ihnen gehörten! Das war ein Beschauen und Begucken der Schätze! Jedes wollte zuerst den Vater umarmen und jedes segnete laut die freigebige Menschenliebe des Derwisch. Myrion ward und blieb ein glücklicher Mann, da er mit weiser Sparsamkeit sein Glücksgut verwaltete, der Armen sich mitleidsvoll annahm und besonders für die beste Erziehung seiner Kinder sorgte. Auch unterließ er die Reise nach Mekka nicht und segnete oft den unbekannten gütigen Mann.

Der Derwisch aber traf nun auf seinem Wege auch einen jungen Menschen, der voll tiefer und schwermüthiger Gedanken an ihm vorüberging. „Warum so traurig? junger Freund!" fragte er und sah ihm ins kummervolle Auge. Der junge Mann hieß Bucomal. „Warum sollt ich nicht traurig sein," erwiederte dieser, „da mich das Unglück von allen Seiten verfolgt und mir nirgends mehr eine frohe Aussicht für die Zukunft bleibt." — „Darf ich es wissen, was dich so unglücklich macht?" fragte der Derwisch. „Der Verlust meines Vermögens nnd meiner Freunde," war die Antwort. — „Solche Verluste sind schmerzlich," entgegnete jener, „aber oft auch die Folge eigener Verschuldung und dann freilich noch um so mehr." Der Weise hatte das schuldbewußte Herz des Jünglings getroffen und tief beschämt sah Bucomal nieder zur Erde. „Wenn dir mit einem Schatze gedient ist," sagte er dann freundlich zu diesem, „so nimm hier das Kameel, mit Allem, was es trägt und sey ein guter Haushalter; deine Freunde werden von selbst wieder kommen, aber sey vorsichtiger in der Wahl derselben, als bisher." Bei diesen Worten überreichte er ihm den Zaum eines Kameeles. „Wie soll ich Worte finden, heiliger Vater!" sagte der erstaunte und erfreute Jüngling, dir meine ganze Dankbarkeit auszudrücken?" Aber der Derwisch mahnte ihn

nun noch an einen weisen Gebrauch der Güter, befahl ihm in Jahresfrist eine Reise nach Mekka zur h. Kaaba zu thun und zog dann seine Straße. Halb außer sich vor Freuden, führte der Jüngling den gefundenen Schatz heim, aber — kaum hatte das Jahr sich zur zweiten Hälfte gewendet, so war er noch trauriger als zuvor, denn er hatte alles durch Leichtsinn wieder vergeudet und konnte auf keine zweite ähnliche Gabe des Glückes hoffen. Auch hätte er fast die Wallfahrt nach Mekka vergessen, die ihm der Derwisch doch so feierlich auferlegt hatte.

Letzterer kam auf seiner Weiterreise an einem der Olivenwäldchen vorbei, welche von mehreren Seiten diese Stadt umgeben.

Hier fand er unter dem Schatten eines Oelbaums ein Mädchen händeringend, mit zurückgeworfenem Schleier und in Thränen gebadet. So sehr sie sich auch beim Anblicke des Mannes, nach der Sitte aller mohamedanischen Frauen, beeilte, ihr Gesicht mit dem Schleier wieder zu bedecken; so hatte der Derwisch schon zu deutlich die Zeichen ihres Kummers erkannt, um gleichgültig an ihr vorüber gehen zu können. Voll Theilnahme näherte er sich ihr und befragte sie um die Ursache desselben. Aber das schüchterne Mädchen, vom verzehrenden Kummer einer hoffnungslosen Liebe gebeugt, suchte lange den Anfang der Antwort und nur die aufrichtige Theil-

nahme verkündende Miene des Biedermannes gab ihr endlich den Muth also zu beginnen: „Heiliger Vater! dir darf ich den Kummer vertrauen, der mich schon so viele Thränen gekostet hat und du wirst mir deinen Trost nicht versagen. Schon seit mehreren Jahren hatte ich einen Verlobten. Wir liebten uns, wie ich geglaubt hatte, wahr und aufrichtig und freuten uns lange schon auf den Tag, an den uns der Segen des Priesters für immer verbinden sollte. Heute ist derselbe, aber — wer nennt mein Unglück, wer fühlt meinen Verlust? Räuber haben mir vor wenigen Wochen den ganzen Brautschatz gestohlen, und seit jener Zeit verließ mich mit kaltem Herzen mein früherer Verlobter, den ich noch liebe, wie ehemals. Gerne wollt ich den Brautschatz missen, hätt' ich das Leben nur nicht mit ihm verloren, das im häuslichen Glücke so friedlich uns anlacht und das uns eine so freundliche Zukunft verhieß. „Beruhige dich," sprach, sie tröstend, der Derwisch. „Was dir Allah nahm, ersetzt er dir in reichlichem Maaße durch mich." — „O ich habe Alles, Alles verloren! Ich habe ja den verloren, der mir diese herrliche Zukunft geben sollte!" jammerte Kathna. —

„Nimm hier dies Kameel mit seiner ganzen Ladung von mir als Brautgeschenk an und vertrau dem Höchsten und seinem Propheten. Verrichte aber in Jahresfrist eine Wallfahrt

nach Mekka und vergiß der Armen und Nothleidenden nicht.“ Kathna, so hieß die Jungfrau, fiel dem Mann zu Füßen und küßte die Hand ihres Wohlthäters. „Aber wie soll ich dir danken,“ fragte sie schüchtern und getraute sich kaum zu ihm aufzustehen, „der mich mit so unendlicher Güte überhäuft?“ — „Thue, was ich dir sagte,“ war seine Antwort; er hob sie freundlich auf, drückte ihr nochmals die Hand und zog dann mit sich selbst zufrieden seine Straße weiter.

So handelt der Menschenfreund, wenn er eine Gelegenheit findet, Anderer Leiden zu mindern, ihre Sorgen und Kummerwolken zu zerstreuen und ihnen den Himmel der Freude wieder zu öffnen, der ihnen für immer verschlossen schien.

Das Auge des Derwisches leuchtete in diesem beseligenden Bewußtsein, und innerer Frieden verklärte von neuem die ehrwürdigen Züge seines Gesichtes. Er zog jezt in eine der Hauptstraßen der Stadt, hier fand er schon wieder eine neue Gelegenheit Gutes zu thun. Ein Kaufmann begegnete ihm, der sehr eifrig in einem Briefe las und dessen Gesicht den Ausdruck des Schreckens und Entsetzens trug. Der Brief hatte für ihn die Nachricht enthalten, daß sein einziges Handelsschiff von Seeräubern genommen wurde. Dadurch hatte er nicht nur sein

ganzes übriges Vermögen, sondern auch die einzige Hoffnung verloren, seine Schulden bezahlen zu können und ihm blieb keine andere Aussicht: als mit Weib und Kind in die Sclaverei zu wandern. In dieser schrecklichen verzweiflungsvollen Lage trat der Derwisch zu ihm, ergriff ihn bei der Hand und redete ihn also an: „Unbekannter Freund! was ist dir begegnet das deinen Gleichmuth so schrecklich gestört hat? Was hat den Sturm der Verzweiflung in dir so heftig aufgeregt?" Und mit vielen Thränen erzählte der Kaufmann sein Mißgeschick und wies ihm die Unheil bringende Post in dem Briefe. „Ist das Alles, was dich so entmuthigt?" versetzte der Derwisch. „Alles!" erwiederte der Kaufmann, „und ich meine es ist genug" — „Da ist zu helfen, Freund!" sagte jener und gab ihm eines seiner Kameele mit den Worten: „Vertrau künftig mehr auf Allah und seinem Propheten und laß die Stürme des Schicksals dir nicht mehr den Muth zum Kampfe mit demselben benehmen. Bedenke: was auch dem Menschen begegnet, Alles leitet die ewige Weisheit Allahs über den Sternen und nie verläßt seine Güte den Hoffenden. Gründe aufs Neue dein Glück," sagte er dann, reichte ihm eines seiner Kameele und empfahl ihm zuletzt noch die Wallfahrt nach Mekka. —

„Wer ist dieser Menschenfreund," fragte

der Beruhigte sich selbst jetzt, indem er erstaunt ihm nachblickte und ihn mit lauten Worten segnete. „O wie wunderbar sind die Wege der Gottheit und welch ein herrliches Werkzeug zur Ausführung ihrer Pläne ist doch ein guter, ein vollendeter Mensch! Frommer Mann, dem ich und meine Kinder, Glück und Freiheit jetzt danken, wie wollen wir alle dich segnen und in deiner Güte die Güte Allahs und seines Propheten preißen!" Und dann ging er hin, bezahlte von den geschenkten Schätzen alle seine Schulden, fing sein Geschäft von Neuem an, und Fleiß und Vorsicht im Handel machten ihn bald zu einem sehr wohlhabenden Manne. Aber nie vergaß er mehr die Güte Gottes, die ihm durch die Hand des Derwisches so sichtbar erschien.

So wie bisher die vier ersten, verschenkte der Derwisch auch die zwei letzten seiner Kameele und brachte die übrigen sechse dem Kadi der Stadt, mit der Bitte: eines derselben mit allen darauf geladenen Schätzen dem würdigsten Mann der Stadt zu schenken, die übrigen fünfe aber durch eben denselben binnen Jahresfrist nach Mekka bringen zu lassen, wo alsdann auf eine ganz eigene Weise der frühere Besitzer dieser Kameele zu seinem Eigenthum wieder gelangen sollte. Der Kadi aber, ein schlechter Mensch, hatte durch verschiedene Mittel jene Kathna, die der Derwisch mit einem Kameele beschenkte und

die sich nach einiger Zeit verheirathet hatte, zum Stolze und zur Untreue gegen ihren Mann zu bringen gesucht. Er selbst hatte ihr öfters schon den Rath gegeben, sich von ihrem Manne für immer zu trennen, denn er, der Gott vergessene Richter, trachtete nach dem Besitze ihrer Person und ihres Vermögens, aber immer hatte sie noch keine hinreichenden Gründe, und zu einer freiwilligen Trennung war Malmo, ihr Mann, nicht zu bewegen. Da kam ihm die Bitte des Derwisches ganz gelegen, seinen schändlichen Plan doch noch auszuführen. Kathna hatte nämlich bisher ihrem Manne, auf Anstiften des Kadi immer sein geringeres Vermögen vorgeworfen um ihm das Leben zu verbittern und ihn dadurch zur Scheidung zu bewegen, aber — immer ohne gewünschten Erfolg; da ließ der Kadi den Malmo rufen, schenkte ihm das Kameel mit all seinen Schätzen, erhob ihn zu seinem Vertrauten und beehrte ihn mit einem der ersten öffentlichen Aemter. „Von nun an,“ sagte der Kadi, „kannst du einen Theil meines Pallastes bewohnen, meine Gärten besuchen und dich aller Annehmlichkeiten eines gemächlichen Lebens erfreuen, das du dir blos zu danken hast. — Du bist dadurch aller der Vorwürfe überhoben, die du bisher von deiner stolzen Frau zu dulden hattest und ich habe dann selbst mehr Gelegenheit derselben ihr Betragen gegen dich

zu verweisen.“ — Dieß Mittel verfehlte seinen Zweck nicht und der Betrogene merkte die Falle nicht, die ihm gelegt ward. Der Kadi beabsichtigte nämlich den bisher gegen alle Beleidigungen seiner Frau so geduldigen Mann durch diese Schenkung und öffentliche Ehrenauszeichnung übermüthig zu machen, da er recht gut berechnet hatte, daß zwei stolze Gemüther sich nicht länger mit einander vertragen würden, und er hatte sich nicht geirrt. Malmo sonnte sich jezt in den Strahlen des glücklichen Gestirnes, das über ihm aufgegangen zu sein schien und konnte gar bald die üble Laune seiner Kathna nicht mehr ertragen. Er bat daher seinen Gönner und Freund, den Kadi, ihm diese Last abzunehmen und ein richterlicher Spruch enthob sie gar bald beide ihren früheren Pflichten. Mit der Gemahlin verlor Malmo aber auch die Gunst und die Freundschaft des Kadi, und irgend ein Vorwand mußte jezt dazu dienen, den Betrogenen zu entfernen. Nun erst bemerkte er die schändliche List, in deren Netz er so ohne allen Verdacht gegangen war, und verfluchte die Schändlichkeit des Richters und seines verführten Weibes.

Unterdessen war die Zeit der Wallfahrt nach Mekka herbei gekommen. Als ein ächter Moslemim wollte er sein gegebenes Versprechen dennoch lösen, obgleich die geschenkten Reichthü-

mer zu seinem größten Unglücke gereichten, und zog daher im Auftrag des Kadi mit den fünf andern Kameelen nach dem Befehle des Derwisch zur h. Kaaba, wobei ihn einer seiner Diener begleitete.

Hier trafen nun alle, die der Derwisch so reich beschenkt hatte, nach dessen Bedingung zusammen, selbst jener leichtsinnige Jüngling hatte sich eingefunden, um dem Gotte seines Propheten für die verpraßten Reichthümer einen leeren Becher zu opfern. Als Malmo hier seine stolze Kathna, die er früher so sehr geliebt hatte, in Begleitung einer glänzenden Dienerschaft und von allen erdenklichen Zeichen des Reichthums und der Pracht umgeben, gewahrte und sich von neuem des schändlichen Verathes erinnerte, den sie und der Kadi an ihm begangen hatten; da brach seine Leidenschaft sich mit Gewalt die längst verhaltene Bahn und er fluchte mit innigem Grimme der empfangenen Gabe und ihrem Geber, und als er nun vollends das Glück jener beiden Familienväter erfuhr, die mit Psalmen und Dankgebeten ihre Opfer für das erhaltene, segensreiche Geschenk verrichteten und dagegen sein Unglück und seine erlittene Schmach erwog; da sprach er den Fluch selbst über sein Leben aus und wünschte in banger Verzweiflung sich: „doch nie das Licht dieses Tages gesehen zu haben.“

Wie ein Rasender fuhr jezt ein blinder Bettler in der Nähe des Altares von seiner steinernen Bank auf, der bisher da gesessen und von jedem Opfernden ein Allmosen empfangen hatte und tappte unter den Fremden umher, den Mann zu erhaschen, dessen Mund so eben diese gräulichen Flüche gesprochen hatte. Aber noch hatte dieser nicht ganz geendet, so ergriff ihn der Bettler, riß ihm den Turban vom Kopfe, bedeckte den seinen damit, — wer schildert das Staunen der umherstehenden Menge — hell strahlten die Blicke von des Bettlers sonst umnachteten Augen, Malmos Gesicht dagegen deckte eine undurchdringliche Nacht. Aber noch größer wurde das Staunen der Menge, als sie sah, wie auch das übrige Wesen der Beiden sich plötzlich so auffallend verändert hatte, so, daß der Diener Malmos den frühern Bettler für seinen Herrn und seinen Herrn für den frühern Bettler erkannte. Da wichen mit einem Male die Umstehenden ehrerbietig zurück und ein Derwisch sechs Kameele führend, schritt durch die Oeffnung dem verwandelten Bettler entgegen, reichte ihm den Zaum dieser Thiere, die alle beladen waren und sagte zu ihm:

„Blind geht der Geizige durchs Leben
Ihm schließt der Freudenhimmel sich
Was ich von neuem dir gegeben,

Soll's wahrhaft dich zum Gott erheben
So theil' mit andern brüderlich!"

Nach diesen Worten sah Niemand die Spur mehr, wo er gestanden hatte. Jener Bettler aber, der die zaubervolle Scene veranlaßt hatte, war Niemand anders als Avarim, der in der Wüste durch seinen unersättlichen Geiz das Gesicht verloren und sich hieher begeben hatte, um den Ausgang seines Schicksals abzuwarten, wie es ihm der Derwisch prophezeit hatte.

Gebessert durch seine vielen Leiden, zog er nun mit den Kameelen und ihren Schätzen in eine einsame Gegend der Stadt, benutzte das Wiedergeschenkte weise für sich und die Seinigen, theilte viele Allmosen aus und ließ nach morgenländischer Sitte, als Sinnbild seines fernern Lebens, über den Eingang seines Hauses in großen Buchstaben die Worte des Koran schreiben: Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn dies sind Allahs liebste Opfer.

## Glaubensmuth eines jungen Irrländers.

Wenn wir die Karte von Asien zur Hand nehmen und die gesammte Ländermasse desselben nach Osten hinüber sehen, so finden wir an der Gränze der alten Welt, den Küsten China's gegenüber, den abgeschlossenen und bis auf die jetzigen Zeiten von allen stürmischen Welterschütterungen unangetasteten Inselstaat Japan. Er macht gleichsam eine Welt für sich aus und steht schweigend und in sich verschlossen der Länder- und Völkermasse zweier Erdtheile gegenüber. Schon die Natur hat seine Lage unzugänglich gemacht und gleichsam seine Unabhängigkeit gesichert. Stürmische Meere umgeben ihn von allen Seiten und wehren der Flotte eines Erobe- rers den Zugang, während das Innre des Landes die steilsten Gebirge und Felsenwände durchziehen, die im Nothfalle den Eingebornen sichere Schlupfwinkel und unüberwindliche natürliche Schanzen zu ihrer Vertheidigung darbieten. So wenig der Boden im Ganzen an sich selbst ein ergiebiger zu nennen ist, zumal da das Klima

P. C. Geißler inv. Nbg.

Glaubensmuth eines jungen Irländers.

schon durch die natürliche Lage der Insel, wie durch den beständigen Wechsel von Thälern und Gebirgen einer großen Veränderung unterworfen ist; so hat der Japanese doch seit den frühesten Zeiten schon, fast noch mehr als der Chinese, der Natur die manigfaltigsten Erzeugnisse förmlich abgerungen und durch Fleiß und Kunst, selbst auf kahlen Felsen eine Cultur geweckt die wahrhaft in Erstaunen setzt. Auch die innern Erzeugniße der Erde, die Metalle ꝛc. ꝛc. hat der Japanese schon früher künstlich zu bearbeiten verstanden, so daß seine Eisen- und Stahlwaaren, heute noch für ausgezeichnet schön gearbeitet gelten und noch streiten sich Japan und China um die Ehre mehrerer Erfindungen, unter andern auch die des Schießpulvers. Auch in der Schifffahrt waren diese Inselbewohner frühe erfahren und suchten, bis zur Ausrottung des Christenthums auf Japan, ihre Natur- und Kunstproducte, mit denen der gegenüberliegenden Küstenländer im Handel zu vertauschen. Weniger weit sind die Wissenschaften in diesem Lande vorgeschritten — die besonders in dem auch hier herrschenden Kastengeiste große Hindernisse finden. Sie beschränken sich größtentheils auf etwas Arzneikunde und Astronomie, die zwei unentbehrlichsten Zweige des ganzen wischenschaftlichen Gebietes. Die Regierung dieses Staates theilen zwei Oberhäupter, ein geistlicher und ein

weltlicher Kaiser. Beide sind den Japanesen heilige Personen, indem dieselben nach ihrer Glaubenslehre unmittelbare Söhne der obersten Gottheit des Landes sind, nach deren Willen sie dasselbe regieren, der geistliche Kaiser, King Rey oder Dairi auch Jesiko, hat seine Residenz in Miaco, einer der bedeutensten Städte der elf Inseln, die diesen Staat bilden und lebt hier nie gesehen vom Volke, von einer Heiligkeit umgeben, die nur der Japanese kennt, als eine gegenwärtige Gottheit, deren Fuß aber nie den Boden berühren darf, auf welchem die Untergebenen wandeln, die nie die Luft athmet, welche ein anderes menschliches Wesen mit ihr theilt und deren Aussprüche als unverletzbare Gesetze der Heiligkeit gelten! Einen solchen Zauber der Verehrung wußte sich der Dairi bis ins Jahr 1585 zu erhalten, bis der damalige Kuba, der erste seiner Vasallen es wagte, sich gegen diesen gefürchteten und allgemein verehrten Gottessohn zu empören und ihm in einem gelungenen Aufstande die Zügel der weltlichen Herrschaft zu entreißen und für sich als den zweiten Sohn der Gottheit zu behalten.

Dieser schlug seine Residenz in Jeddo auf, wo er in einem 5 Stunden im Umkreise haltenden Pallaste, in asiatischer Pracht und Verehrung lebt.

Das Volk selbst von dem Kaiser abwärts,

ist in 8 Klassen oder Kasten geschieden, deren Unterschied zum Theil schon durch die Religionsverfassung des Landes gegründet ist und der schon darum unabänderlich bleibt. Wer in irgend einer dieser Stände geboren ist, kann es nie, weder durch Talent oder Verdienst dahin bringen, in einen Höheren überzutreten.

Der Religionsglaube ist der eines crassen Heidenthums, finsterer Aberglaube beschäftigt die rohe Einbildungskraft der Menge, und die selbstsüchtige Priesterschaft hat den Unsinn geduldet und gebilligt, weil er ihren Zwecken zusagt. Doch auch diesem verführten Volke sollte die Nacht des Aberglaubens und die Unwissenheit endlich verschwinden und das Licht der besseren, der einzig wahren Erkenntniß leuchten und hier beginnt eigentlich die Erzählung der oben angedeuteten Geschichte.

Als es den Portugiesen nach vielen vergeblichen Versuchen ohngefähr im Jahr 1543 gelungen war, mit den Einwohnern dieses Landes Handelsverbindungen anzuknüpfen, kamen auch geistliche Glaubensprediger, (Missionäre) in das Land und ihre Predigten von der neuen Lehre fanden bald unter allen Klassen der Bevölkerung ungemeinen Beifall, so daß auch am Ende der alten Welt Christus bald viele Anhänger fand. Auch von Seiten der weltlichen Regierung wurde dem Christenthum anfangs viele Unterstützung

und Schutz gegen die Verfolgungen der eingebornen heidnischen Priester. Allein, leider dauerte dieser vortheilhafte Stand der Dinge für die gute Sache nicht lange. Bald zeigte sich das Betragen der Portugiesen, welche die neue Religion mit so vielem Eifer einzuführen suchten, im grellsten Widersprnche mit den erhabenen Lehren desselben, und Stolz, List und Betrug von Seite der Geistlichen und Handelsleute traten an die Stelle von Bescheidenheit und Rechtlichkeit.

Durch den Einfluß, den die Jesuiten bereits bei der weltlichen Regierung und dem Volke erlangt hatten, verleitet, griffen sie zulezt nach den Zügeln der Regierung selbst und suchten so diesem Volke eine Herrschaft aufzudringen, die noch drückender geworden wäre als seine bisherige.

Mochte hiezu vielleicht noch die Kunde von der kalten Grausamkeit und dem treulosen Verfahren der Christen in den indischen Ländern gekommen sein und mochten sie diese Nachrichten durch die Holländer, welche damals an den japanischen Küsten unter der Maske des Heidenthums landeten und sehr gefährliche Nebenbuhler der Portugiesen wurden, erhalten haben, genug, die Gemüther der Großen und des Volkes wurden gegen die Portugiesen von dieser Zeit an so heftig erbittert, daß bald eine allge-

meine Schreckenszeit für sie hereinbrach, die zur unauslöschlichen Schande des christlichen Namens, von den Holländern selbst bloßer Handelsvortheile wegen beschleunigt und unterstützt wurde. Tod und Verderben war das Loos aller Christen und ihrer Lehrer, einheimischer oder fremder. Die Portugiesen sammmt den Jesuiten wurden gekreuzigt, ins Meer gestürzt, niedergemacht, oder aus dem Lande gejagt und ihr einträglicher Handel mit den Eingebornen des Landes war nun für immer vernichtet. Dieß harte Loos hatten sie sich durch ihr höchst unchristliches Betragen freilich größtentheils selbst bereitet, aber auch nicht rühmlicher war es für die Holländer, welche die Stimmung der Japaner benutzten, um für sich Vortheile zu erlangen, die sie den Portugiesen nicht gönnten. Ja, sie gingen so weit, auf Verlangen des Kaisers ein Fort zu beschießen, gegen das die inländischen Waffen nichts hatten ausrichten können und mit demselben 5000 Christen zu vernichten, die hier einen festen Zufluchtsort vor der fanatischen Wuth ihrer Verfolger gefunden hatten. Aber selbst in den Augen der Heiden hatten sie sich durch diese That einen Schandflecken in ihrer Geschichte gezeichnet, den keine Zeit mehr verwischen wird, denn die Japanesen wußten recht gut, daß unter der von den Holländern angenommenen Maske des Heidenthums die Glaubensbrüderschaft mit den Christen stecke.

Dieß geschah zu Ende des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts. Von nun an untersagten in Japan die strengsten Gesetze die freie Ausübung des Christenthums und die Fortsetzung des Handels mit diesen so gefährlichen Fremden, und auf diese Weise ist es der Regierung gelungen, die frühere Abgeschlossenheit ihres Reiches wieder herzustellen, das aufgegangene Licht des bessern Glaubens wieder zu unterdrükken und so den gefährlichen Zeitpunkt einer bessern Aufklärung unter dem Volke, wenigstens noch weit hinaus zu schieben. Auch die Holländer mußten sich von nun an in den einzigen Hafen von Nangasacki zurück ziehen, alle übrigen Häfen wurden für sie geschlossen, so wie überhaupt für jedes fremde Handelsfahrzeug und sie mußten sich den willkührlichsten Preiserhöhungen und Abgaben, so wie die größte Beschränkung ihrer Handelszeit gefallen lassen. Durch dieses höchst unkluge und unvorsichtige Benehmen beider Nationen sind dem Felde der Wissenschaft und des Handels reiche Aussichten und Zugänge auf lange Zeit geschlossen und selbst den Russen, den mächtigen und unternehmenden Nachbarn dieses schweigsamen Inselreiches sind alle bisherigen Bemühungen, in einen gegenseitigen Verkehr mit ihm zu treten, nicht geglückt. Um diese, für die Christen hier so gefährliche Zeit, kam ebenfalls unter dem Gewande des

Heidenthums, der Irländer Loyeux mit seinem 20jährigen Sohne Joseph hieher in der Absicht, neue Handelsvortheile zu gewinnen. Der Kaiser hatte die Zeit des Verkehrs mit Ausländern auf 4 Wochen herabgesetzt um diese so gut als möglich zu benützen, mußte Joseph die Märkte von Nangasacki besuchen, während der Vater sich auf andere Weise beschäftigte. Größerer Sicherheit wegen und wohl auch der damals herrschenden Sitte der Zeit angemessen, trug Joseph 2 schöne Pistolen, mit zierlicher Arbeit eingelegt und einen Dolch in einem breiten ledernen Gürtel. Ein Japanese, mit den er in Handelsangelegenheiten schon öfters zu thun gehabt hatte, fand an diesen Pistolen eine besondere Freude und suchte wenigstens eine derselben von ihm im Tausche zu gewinnen. Joseph kam seinem Wunsche recht gerne entgegen und der Japanese, etwas ungeschickt in der Behandlung des Schießgewehrs, kam unvorsichtiger Weise an den Drücker der geladenen und von ihm gespannten Pistole und plötzlich ging sie los; die Kugel hatte einen der Diener Josephs am Arm verwundet und war ihm selbst hart an einem Ohre verbeigesaußt. Vom Schrecken hingerissen, entfuhr ihm — der den Japanesen aus früherer Zeit noch wohl bekannte Ausdruck, „Jesus Maria!" und vom Munde zu Munde erscholl sogleich durch die ganze Läng des Marktes der Ausruf: Ein Christ! Ein Christ

Da nun, wie schon gesagt, aus politischen Gründen der Tod Jedem gewiß war, den man als einen Christen entdecken würde und deßwegen auch überall geheime Spione auf alle Reden und Handlungen der Fremden lauerten, so war sein Loos von diesem Augenblicke an entschieden. Er wurde schnell aller Vertheidigungsmittel beraubt, gebunden und an einen Verwahrungsort gebracht, um nach wenigen Tagen vor Kaiser und Reich das Geständniß abzulegen, daß er ein Christ sey und auf diese Weise sich selbst das Todesurtheil zu sprechen.

Joseph ließ alles gutwillig geschehen, auch nicht Eine Thräne entquoll seinen Augen, er sah voraus, daß, wenn ihn Gott nicht wie durch ein Wunder rette, auf eine andere Weise hier kein Entkommen möglich sey und ergab sich daher still und gefaßt dem Willen des Schicksals. Seine Dienerschaft hatte indessen so gut wie möglich zu entkommen gesucht und dem harrenden Vater, die betrübte Nachricht gebracht. An Rettungsversuche für Joseph zu denken, wäre Tollkühnheit gewesen und da die Japaneser im ersten Augenblick ihrer fanatischen Wuth Joseph mißhandelten, weil dieser das Wort gesprochen hatte, so war es ihnen möglich gewesen an ihre eigene Rettung zu denken und diese in der Flucht zu finden. Loyeux schrieb sogleich an mehrere seiner angesehensten Handlungsfreunde bei Hofe

und suchte durch große Versprechungen die Befreiung seines Sohnes zu bewirken, allein vergebens. Joseph hatte indessen schon mehrere Tage und Nächte unter frommen Gebeten in seinen Ketten und unter strenger Aufsicht hingebracht und war in der Hauptstadt des Landes angekommen, wo er sich nun auf die verhängnißvolle Erscheinung vor dem Kaiser vorzubereiten hatte. Aber nur der Kummer um seinen Vater und die Sorge für die Sicherheit desselben beugte sein Gemüth, nicht die ihm drohende Todesgefahr.

Die entscheidungsvolle Stunde nahte. Joseph wurde, mit schweren Ketten belastet aus seinem Gefängnisse abgeholt und vor dem Kaiser geführt, der seinen ganzen Hofstaat zu dieser Feierlichkeit um sich versammelt hatte. Wie er diese glänzende Versammlung und den Troß von Dienern und Sclaven sah, die den Reichthum und den Grad des Ranges ihrer Herren bekundeten, wollte ihm wohl anfangs etwas bange werden, allein der Gedanke, daß, wo die Noth am größten, auch die Hülfe Gottes am nächsten ist und daß er sich ja kein Verbrechen vorzuwerfen habe, gab ihm wieder neuen Muth und eine sichere feste Haltung.

Er hatte schon lange unter den Augen der Neugierigen an der Schwelle des Saales eines Winkes geharrt, der ihn vor den Kaiser be-

scheide. Joseph trat, demselben folgend, mit sichtbarem Muthe der asiatischen Majestät ehrerbietig gegenüber.

Bist du ein Christ? donnerte der Kaiser mit finsterer Miene ihn an, nachdem er zuvor lange, wie mit Verwunderung ihn angesehen hatte. Und alle Augen des versammelten Hofes hafteten auf dem ruhigen, muthvollem Gesichte des Jünglings. „Freudig sage ich: Ja! und fühle mich unaussprechlich glücklich, daß ich dieß kann und darf,“ war die Antwort in gemessenen feierlichen Tone und die Augen des Jünglings glänzten wie Perlen unter ihren schwarzen Wimpern hervor. „Und du hast noch den Muth,“ sprach der Kaiser weiter, „vor mir und dieser hohen Versammlung öffentlich zu bekennen, daß du ein Christ seyst, da du doch weißt, daß auf diesem Bekenntniße die unabänderliche Todesstrafe haftet.“ — Da bat der Jüngling ehrfurchtsvoll ums Wort und begann also: „Großer Kaiser! Beherrscher vieler Inseln! Wenn du auch jetzt das Todesurtheil öffentlich über mich aussprichst, so wirst du dennoch keine Entmuthigung auf meinem Gesichte sehen. Freudiger werd' ich vielleicht zu meinem Tode geh'n, als du zu deinem glänzendsten Feste, denn mich begleitet der Gedanke dahin: gewiß ein unaussprechlich schönes Leben zu erhalten, das nie mehr endigt und das ich früher oder später

doch erringen werde, du aber trägst die Last der Sorge mit in dir, dieses schöne Leben zu verlieren und in das Reich der Nacht zurück zu sinken! — Staunend sah die Menge von neuem nun den Jüngling an und der Kaiser begann: „Junger Mensch du rührst mich durch deinen Muth, darum will ich gelinder gegen dich verfahren, als das Gesetz es heischt. Ich will dir einen Ausweg zeigen, durch den du dem Tode entgehen und frei in meinem ganzen Reiche leben kannst. Ja sogar an meinem Hof will ich dich nehmen und dich mit Gold und Ehre überhäufen, wenn du nur willst, denn ich gestehe: so viel Muth hab' ich noch nie gefunden und darum sollst du meine Gnade haben.“ „Und welches wäre denn dieser Weg, großer Kaiser?“ fragte entschlossen der Jüngling. „Schwöre deinen Glauben ab und bekenne den unsrigen,“ befahl der Kaiser. Eine Pause voller Erwartung folgte. Da strömte die Rede wie himmlische Weisheit von des freudigen Jünglings Munde und er sprach: „Wer mich bekennet vor Niedern und Gewaltigen der Erde, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber nicht bekennet und verläugnet, den will ich auch verläugnen vor meinem Vater im Himmel. Dieß sind die Worte des Stifters meines Glaubens und wahrlich ich will ihn bekennen, so lange diese Zunge noch reden und nicht verläugnen

so lange dieß Herz die Wohlfahrt dieses einzigen göttlichen Glaubens noch fühlen kann. Und nun höre noch weiter: Ein Zeuge seines Todes und ein Märtyrer seines Glaubens, nachmals der Erste unter seinen Aposteln, vergaß der Reue bittere Thränen, weil er aus Menschenfurcht nur wenige Augenblicke zauderte, sich frei für seinen Herrn und Meister zu bekennen und Stunden tiefen Grames folgten diesen schwachen Augenblicken. Ich aber will den Gram des Meineids mir ersparen, da mich dies Beispiel lehrt, wie tief und wie erschütternd er durch Seelen geht, die dennoch treu beharren, obgleich der Mund in schwachen Augenblicken nicht spricht, wozu das Herz ihn stimmt. Darum befiehl nur, mächtiger Kaiser! ich diene mit Freude deinen Willen, den diese deine Diener auf deinen Befehl an mir üben werden." So sprach Joseph und deutete mit einem bemitleidenden Blick auf die gebückten, ängstlich harrenden Sclaven des Großherrn und seine Ketten klirrten an der sinkenden Hand.

So einen freudigen Glaubensmuth, der mit so sichtbarer Stärke alle Gefahr des Todes verachtete, hatte man in Japan und allen seinen Inseln bisher noch nicht erkannt, selbst der Kaiser war überrascht und jene leichtsinnigen Ueberläufer die nur ein elendes Leben zu fristen, einst ihren christlichen Glauben verläugneten und nun auch todten Götzen dienten, versanken fast vor

Scham und Unmuth, denn die Nähe der Gottheit, die aus dem kühnen Jünglinge sprach, hatte mit mächtiger Hand nach ihrem Innern gegriffen.

Eine lange Pause stummer Bewunderung folgte. Dann unterbrach diese feierliche Stille der Kaiser. „Muthvoller Jüngling! Noch nie hat die Rede eines Menschen vermocht, mich so zu ergreifen, aber dennoch, so sehr ich freudigen Glaubensmuth auch ehre, so laut ich es auch hier bekennen muß, daß dein Muth und deine Treue die vollste Anerkennung verdienen, so wenig kann ich jetzt mehr für dich gegen das einmal bestehende Gesetz thun und mit schwerem Herzen muß ich es aussprechen, was ich so gerne zurück hielt — du stirbst.“ — Hier erhob sich der Kaiser, wandte mit nassem Auge sich weg und befahl, den Jüngling wieder in sein Gefängniß zu führen, bis der Tag und die Art seines Todes bestimmt und ein Götze gewählt sey, dem er sollte geopfert werden.

Joseph hatte nichts von seiner Ruhe verloren, er schien jezt vielmehr mit Heiterkeit an jene Augenblicke zu denken, wo er durch die größte Standhaftigkeit im Tode seine Worte würde bekräftigen können. Jedoch nicht nur auf den Kaiser, auch auf den versammelten Hof und auf viele der zugegen gewesenen Priester hatten die Reden und das ganze Benehmen des Jüng-

lings einen heftigen Eindruck gemacht und die Freunde seines Vaters, denen obendrein noch ein bedeutender Geldgewinn lächelte, suchten es nun beim Kaiser dahin zu bringen, das schon ausgesprochene Todesurtheil wenigstens nicht sogleich vollstrecken zu lassen und erneuerten inzwischen die Versuche: ihn zur Abschwörung seines Glaubens zu bewegen.

Der Kaiser billigte den Wunsch und man suchte nun dem standhaften Jünglinge diese neue Milde desselben begreiflich zu machen und ließ kein Mittel unversucht, ihn für den neuen Glauben zu gewinnen und ihm auf diese Weise das Leben zu retten. Allein, alle Versuche waren vergeblich. Weder Gold noch hoher Rang, noch Ehrentitel waren hinreichend die Glaubenstreue dieses jungen Starrkopfs, wie man ihn nannte, zu erschüttern. Da suchte man durch Drohungen zu bezwecken, was durch Güte unerreichtbar schien.

Doch auch die gräßlichen Schilderungen unerhörter Todesqualen vermochten nicht den Muth zu beugen, der bisher allen Lockungen des Ehrgeizes und der Schmeicheleien widerstanden war. Da donnerte man ihm die Schrecken der Kreuzigung ins Ohr und wies mit höhnischer Geberde von seinem Kerker aus nach einer Höhe hin, auf der noch mehrere Kreuze aus früherer Zeit als die Zeichen ehemals verübter Frevel-

thaten standen, auf deren Boden noch die Knöchen der Christen bleichten, die dort geendet und die dem Geier nicht zur Speise dienen konnten. Und mit Freuden rief dann der Jüngling aus: „Willkommen Du, mein Golgatha du meine Schädelstätte!“ und sein Auge leuchtete wie vom Verklärungsglanze. „Wie könnt ihr Heiden fühlen,“ fuhr er in feuriger Rede dann fort, „wie könnt ihr auch nur ahnen, was den Christen stärkt, wenns gilt, selbst das Leben dem Glauben aufzuopfern! Nacht ists um euch her und immer finsterer wirds je näher ihr dem offenen Grabe kommt, denn ach! euch leuchtet durch das Thal des Todes kein erhabenes Vorbild, doch mir, mir leuchtet es und jedem Christen und ich — auch ich werde heute noch mit ihm im Paradiese sein, der einst auf Golgatha sein Haupt zum Tode neigte und nach 3 Tagen herrlich auferstand, ein neues Wesen verklärt, verherrlichet durch seines Vaters Macht. Ja! kreuzigt mich! erdenkt des Todes tausendfache Qual! Dort leuchket mir ein heller Strahl herüber, der der süßen Hoffnung. So wahr er lebt! ich werde mit ihm im Paradiese leben! Wo ist die Hoffnung denn bei euch? Versuchts, den stummen Götzen, die nur Unvernunft verehrt, auch eine solche Macht des Trostes zu verleihen, wenn sich der letzte Kampf des Lebens mit dem Tode naht. Versuchts, die Schrecken

des Todes in euch zu besiegen mit jener Hoffnung, daß ihr das Urbild eures Glaubens Jenseits findet, wo sich die Schranken der Unendlichkeit geöffnet und Lohn und Strafe auf den Menschen harrt! Doch hier entsinket euch der Muth, weil ihr die Ohnmacht eures Wahnes fühlt und euch des Nichts desselben in seiner ganzen schrecklichen Gestalt entgegen tritt. „Vergeltung — heißt das große Wort, das in hellen Flammenzügen leuchtet und jezt," — er hielt inne und sah sie rings umher an — „und schon jezt den Ausdruck des Entsetzens auf eure Gesichter zeichnet. Ein Richter hält dort die Wage der nimmer zu bestechen ist, dem weder Opfer noch Versprechen sühnen und der gerecht und streng, nach seiner ganzen Heiligkeit das Urtheil fällt, wo ist ein solcher Gott bei euch zu finden, „der seinen Bekennern dieß helle Lebenslicht verleiht, wenn sie, am Thor des Todes angelangt, dieß Kleid aus Erde niederlegen und — hoffnungslos, in schrecklicher Verzweiflung den Augenblick der ewigen Vernichtung erwarten? Euch ist der Tod, der schrecklichste der Schrecken, mir die Geburt zum neuen Leben. Und diesen Glauben soll ich nun verläugnen und diese Hoffnung ewig von mir werfen, weil ich mein Leben fristen könnte, das nicht mir, nur dem gehört, der dort vergilt? Mich für die Ewigkeit vernichten sollt' ich, weil ich zwei kurze Augenblicke mir

gewänne, den ersten der mich der Unvernunft zurückgegeben und blinder Thorheit weihte, den zweiten, der mit den Schlangenzähnen ewiger Reue mich quälte? O nein! mein Tod wird doch den Vater trösten, wenn freudig ich an meinem Pfahle für meines Glaubens Kleinod dort verblute. Geht, sagt dem großen Kaiser, daß ich seine Milde erkenne, daß ich mich aber nicht entschließen werde, durch eine Schandthat, die keine Zeit verwischen würde, durch einen Glaubensmeineid ihm dafür zu danken. Verlaßt mich nun, und wählt den Tag, an den ich sterben soll und laßt mir wenigstens die letzten Augenblicke, daß ich mich recht zum Tode vorbereiten möge. Nie soll der Triumph euch werden, mich anders, als in dieser Fassung zu erblicken." — So sprach der Jüngling, unerschütterlichen Muthes, und hob die Last der Ketten hoch empor, den Arm nach seinen unsichtbaren Gott und Retter streckend. „Bei seinem wahren Gott und unsern falschen Göttern," dachte ein Priester vom wahren Glaubensschauer zum Erstenmal durchbebt, „der Jüngling ehrt den rechten, uns unbekannten Gott! ich will ihn retten und mein Lohn soll seyn: daß ich den wahren Gott durch ihn erkennen lerne und fortan diese falschen Götzen meide. — Hört," sprach er dann zu seinen Freunden, die mit ihm auf Befehl des Kaisers den Jüngling in seinem Kerker besucht hat-

ten, „ihr seht der Mensch hat den Verstand verloren und unrecht wär's, ihn in diesem Zustand zu richten. Verlaßt den Ort, ich will mit ihm jetzt allein reden, und wenn es möglich ist, ihn zur Besinnung bringen. Auch ist die Frist zu kurz, die ihm gegeben ward, sich zu den Glauben unserer Väter zu bekehren. Darum eilt einstweilen mir voraus zum Kaiser, ihn noch um einen längern Termin zu bitten, und ich glaube sicher, er wird ihn gewähren. Ich werde nach kurzer Zeit berichten was ich vermocht, und ändert er sich nicht, nun dann, so soll er sterben." So sprach Ibrahil, der Beste unter Allen, die damals auf Japans Boden wandelten. Schweigend verließen die Anwesenden darauf den Ort wo Joseph gefangen lag, nur Ibrahil blieb zurück und verdoppelte die Wachen, damit, wie er sagte, jede Möglichkeit den Gefangenen benommen sey zu entfliehen oder entführt zu werden. Darauf aber ging er selbst wieder zu Joseph hinein, entdeckte diesem seinen ganzen Plan, tröstete ihn über seine Lage mit der Gewißheit seiner Rettung und befahl ihm, um die glückliche Ausführung derselben, Gott aus ganzer Seele anzurufen. Hierauf entfernte er sich, und eilte zum Kaiser. Die Verlängerung der Frist wurde bewilligt, und wer schildert die Freude Josephs, als er die Möglichkeit sah, seinem sichern Tode zu entkommen. Betend warf

er sich zu Boden, vergoß Ströme von Thränen des Dankes und der Rührung, küßte und umarmte seinen Retter und gelobte von Neuem seinen Gott die unverbrüchlichste Treue und den willigsten Gehorsam. Da hob Ibrahil voll Rührung an: „Wahrlich, ich sehe es nun klar, daß wir alle bisher falsche Götter verehrten und daß der Christen Gott der rechte, der einzig wahre sey. Darum beklage ich vom ganzen Herzen, daß ich diesen Gott nicht früher kennen lernte, der eine solche Freudigkeit zum Tode gibt, und der den Mund seiner Bekenner auch in der äußersten Gefahr mit solcher Weisheit und mit solchem Lobe füllt, und bitte dich inständig, mich diesen Gott kennen zu lehren, wie du ihn kennst, damit ich dieselbe Freude im Leben und dieselbe Hoffnung auch im Tode haben möge." Und warum hätte Joseph nicht gerne diesen Wunsch seines Retters entgegen kommen sollen? Er fing also an, demselben die ganze Glaubenslehre der Christen auseinander zu setzen, und ihm dann Gebete zu lernen, von deren Erhabenheit der Heide früher keine Ahnung hatte. Das erste unter allen aber lehrte er ihm, das h. Vaterunser, das einen so tiefen Eindruck auf den neuen Gläubigen machte, daß er staunend und in sich verloren dastand, und unter vielen Thränen der freudigsten Ueberzeugung zum Erstenmal den Namen Vater aussprach. „Vater!

Vater!" rief er dann voll Freude, „so hätt' ich dich gefunden, den ich so lang im tiefsten Herzen ahnte, und unter falschen Göttern gesucht! So ging dieß Himmelslicht auch mir im Innern auf, das mich die Brüder und die Schwestern all' erkennen läßt, die dich mit mir gläubig ihren Vater nennen! Auch die, die noch wie ich bisher, durch finstere Heidentempel wallen, die nur von dunkler Opfergluth erhellt, nicht aber von dem Strahl der ewigen Liebe erleuchtet werden." O Dank, Dank dir mein Bruder, nicht mehr ein fremder Gast mir auf dieser Insel, Dank dir für die frohe Kunde meines ewigen Heils. Und Dank dem großen unsichtbaren Gott, des Liebe ich nun auch in Wurm erkenne, und der das Schicksal des Menschen wunderbar regiert. Ich darf ihn Vater nennen und alle Menschen meine lieben Brüder, und dich — wüßte ich doch ein Wort, das mehr als Bruder sagte? und bei diesen Worten fiel der Neubekehrte zum Erstenmale vor dem wahren Gott zur Erde, betete laut und lange, endigt mit den Worten: Mein Vater! Unser Vater" — „Nun wollte ich gern sterben," sagte jetzt Joseph als sie sich wieder aufgerichtet hatten, „weil Gott mich sogar zu einen Werkzeug seiner väterlichen Weisheit machte, ein Werk der Bekehrung da zu verrichten, wo nur blutiger Tod und unmenschliche Rache mich zu erwarten schienen." — „Nicht

jezt sterben," erwiederte Ibrahil, „wenn wir dieß theure Leben noch erhalten können. Ich will erst leben, denn ich war bisher tod, und hast du mich zum Leben erweckt, so sollst du mir auch den schönen Wandel zeigen, der zu dem Lichte sicher führt, das aus der Ferne mir erschien, darum müssen wir jezt ernstlich darauf denken, dein Leben zu retten. Vertrau nur Gott und mir, und du wirst leben. Gott befohlen," sagte er dann, reichte dem Jünglinge die Hand und verließ ihn. Der Wache befahl er, Niemand zu dem Gefangenen zu lassen.

Von hier aus eilte Ibrahil zum zweiten Male an den kaiserlichen Hof, dort über das Betragen des Gefangenen, nach seinem Versprechen, Bericht zu erstatten. „Ich zweifle nicht, großer Kaiser," sagte er hier, „daß unsere erhabene Religion auch in diesem Starrkopf ihre Wunderkraft noch beweisen, und daß er das Leben dem sichern Tode vorziehen wird. Er hat sich bereits viel geändert, und er wünscht nichts sehnlicher, als nur noch einmal dein erhabenes Angesicht zu sehen, denn kaiserliche Nähe sagt er, bringt Gnade, und nur um Gnade wolle er reuevoll bitten. Wenn du die hohe Gunst ihm noch gewähren willst, so setz' von heute an den 3ten Tag, und mir gewähre die hohe Gnade, daß ich allein an ihm das Werk der reuigen Bekehrung vollende und ihn dir, geweiht mit

unsers Glaubens tiefsten Gründen, zu seinem fernern Heile übergeben darf. Dieß ist der höchste Wunsch deines treusten Sclaven.“ Der Kaiser nickte ein gnädiges Ja, der Priester entfernte sich, nachdem er zuvor noch ehrfurchtsvoll knieend den Saum des Kleides seiner Majestät geküßt hatte. —

Josephs Vater hatte indessen von seinen Freunden die Nachricht erhalten, daß sein Sohn nicht anders am Leben bleiben könne, als wenn er seinen Glauben abschwöre und ein Heide werde. Dieß beunruhigte ihn nicht wenig, und da er selbst aus voller Ueberzeugung der göttlichen Kraft und Würde des Christenthums seinem Sohne Joseph die Grundsätze desselben eingeprägt hatte, und da ferner einer seiner Freunde ihm auch die Standhaftigkeit des Jünglings vor dem Kaiser bisher geschildert hatte, so hatte er keinen andern Wunsch, als seinen lieben Joseph zur Beharrlichkeit in seinem Glauben und zur Treue gegen Gott und Jesum selbst noch ermahnen zu können, möge auch der gewisse Tod sein Loos seyn. Dieß aber war unmöglich, denn der Zugang zu seinem Gefängnisse war durch dreifache Wachen besetzt, und Loyeux hatte also keinen andern Trost, als von der Standhaftigkeit und der eigenen Ueberzeugung des Sohnes für die Ehre seines Glaubens das Beste zu hoffen. —

Ibrahil hatte inzwischen Zeit genug, die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung seines Rettungsplanes mit Joseph zu treffen. Seine Hütte in der Nähe einer kleinen Bucht des Meeres, wo man ohne Gefahr der Brandungen, auch mit einem kleinen Kahne die offene See erreichen konnte, und die überdieß noch hinter einen ziemlich ausgedehnten, niedern Palmwäldchen versteckt lag, hatte Raum genug, einen Kahn und den dazu nöthigen Apparat zu verbergen, zumal da nicht der leiseste Verdacht auf ihm haftete. Auch wurde diese Gegend der Insel nur dann von Menschen besucht, wenn die Zeit der Wallfahrt zu dem in der Nähe befindlichen Götzentempel nahte, die noch immer mehrere Monate entfernt war. Jedoch war er nicht der Einzige, der diese Gegend bewohnte, und die ihm untergeordneten Priester, deren Hütten auf der entgegengesezten Seite in der Nähe des Tempels zerstreut lagen, zu täuschen, mußte nun sein Hauptgedanke seyn. Er hatte schon seit längerer Zeit einen japanischen Jüngling bei sich, der ihm sein Gärtchen und seine Küche besorgen half, und der überhaupt alle Geschäfte verrichten mußte, zu denen entweder der Priester keine Zeit oder keine Neigung hatte. Lebensmittel, Wein, Holz rc. aus entfernten Gegenden der Insel zu holen, war sein gewöhnlicher Beruf. Dieser Jüngling mußte ihn nun mehrere Tage nacheinander zu dem Ge-

fängnisse Josephs folgen und ihn vor der Thüre desselben erwarten.

Jedermann gewöhnte sich so seit mehreren Tagen daran, den Priester immer in Begleitung dieses Jünglings kommen und gehen zu sehen, und lobte die Vorsicht des erfahrnen und geachteten Mannes. — So kam der Abend des verhängnißvollen Tages herbei. Am andern Morgen sollte Joseph, nach der Versicherung des Priesters öffentlich seinen Glauben abschwören, und das Bekenntniß des ihrigen ablegen. Alle Anstalten zu dieser triumphirenden Feierlichkeit des Heidenthums wurden getroffen. Es wurden Altäre errichtet, Tempel geschmückt, Götzenbilder verziert und Opferthiere in Menge herbeigeschafft, alles auf die Veranstaltungen Ibrahils, um, wie er sagte, den neuen Glaubensbekenner den Uebertritt zu ihrer Religion recht imposant zu machen, ein großes Mahl veranstaltet, an dem weltliche und geistliche Beamte, so wie das Volk theil nehmen sollten, und die gewöhnlichen, bei ihren übrigen Festen gebräuchlichen Tänze, sollten die Feierlichkeit beschließen. Auf diese Weise beschäftigte Ibrahil die Priesterschaft und das Volk, und beugte so auch der leisesten Ahnung irgend eines Verdachtes vor. Indessen breitete die Nacht ihre Fittige in stiller Ruhe über Japans Inseln aus, und deckte sie mit feierlicher Stille; am kaiserlichen Hofe verscholl allmählig das Geräusch

des Tages. Ein milder Abend hatte eine laue Nacht versprochen, und ein angenehm kühlendes Lüftchen säuselte durch Palmenhaine, Hecken und Gesträuche. Da trat Ibrahil mit seinem Begleiter aus der Hütte, die bisher seine Wohnung gewesen war, um zum Letztenmale zu Josephs Gefängniß zu gehen, und das Werk der Barmherzigkeit zu vollenden. Sein Begleiter folgte ihm schweigend, doch dießmal mit mehreren Flaschen vom besten Wein, den die Inseln zeugten.

Angekommen am Eingang des Gefängnißes, rief Ibrahil den Kerkermeister mit den Schlüsseln herbei, gab ihm den Wein zur Versorgung und befahl dem Jüngling so lange zu verweilen, bis er vom Gefangenen zurückkommen würde. Ibrahim begab sich nun zu Joseph, machte ihn mit Allem bekannt, was bereits zu seiner Rettung geschehen sey und unterredete sich lange mit ihm über die völlige Ausführung seines Planes. Wie freudig schlug dem guten Joseph jezt das Herz und wie herzlich und innig dankte er dem guten Manne! Nun trat Ibrahil wieder aus dem Gefängniße heraus, schloß alle Thüren sorgfältig und fest hinter sich zu, und überreichte dem Kerkermeister die Schlüssel. „Den Göttern Lob,“ sagte er dann, „nun ists so weit, daß der Gefangene Alles thun wird, was wir Morgen von ihm verlangen werden. Er hat das Kreuz, ein heiliges Zeichen bei den Christen, das sie sogar

immer zu küssen pflegen, von sich geworfen und mit Füßen getreten und überhaupt alle Beweise der völligen Abschwörung seines Glaubens gegeben. Nun wollen wir aber auch nach so vieler Mühe uns erquicken und Eins auf die Vollendung der guten Sache trinken," und dabei griff er nach den Flaschen, schenkte ein und reichte die vollen Gläser dem Kerkermeister, und seinem jungen Begleiter. „Das ist ächter Schiras," sagte er dann, „laßt ihn euch schmecken, wir werden Morgen schwerlich einen bessern bekommen!" Die beiden andern sahen den Gläsern fast immer auf den Boden, und konnten die Güte des Weins nicht genug loben, während Ibrahil auch die zunächst stehende Wache herbei rief, die es sich ebenfalls schmecken ließ. Da schlug die Stunde der Rettung; das Pulver, welches Ibrahil unter den Wein gemischt hatte, fing an seine Wirkung zu thun, und bald schnarchte die ganze Gesellschaft im tiefsten Schlaf begraben. „Ihr werdet Morgen zeitig genug geweckt werden, um zum großen Feste zu kommen!" sagte er dann, griff dem Kerkermeister nach den Schlüsseln, entkleidete allmählig den Jüngling, und eilte dann mit Schlüsseln und Kleidung zu Josephs Gefängniß das Werk der Rettung zu vollenden. „Schnell," sagte er, als er vor Joseph stand und dessen Ketten löste, „schnell in dieses Gewand und folge mir schweigend und lang-

sam;" Joseph that Alles, wie es verlangt ward, und nahm am Ausgang des Kerkers die leeren Flaschen, die Ibrahil zu diesem Zwecke hingestellt hatte. „Ich bewundere Euern Bekehrungseifer, heiliger Vater," sagte einer der Wache stehenden Soldaten, an dem sie später vorbei gingen, und trat ehrfurchtsvoll zurück um den Nachtwandlern Platz zu machen. „Noch in so später Nacht seyd Ihr so thätig; „die Rettung eines Menschen," sagte Ibrahil, „ist eine heilige Sache und die Götter wissen sie zu belohnen, darum muß man keinen Fleiß und keine Mühe scheuen!"

Joseph, den der Soldat für den japanischen Jüngling hielt, gab er ein Zeichen zur größeren Eile. „Wir müssen eilen, damit wir auch noch ein wenig der Ruhe genießen können, denn Morgen wird es einen lebendigen Tag geben, wenn der Kerker geöffnet wird, und die Nacht ist schon ziemlich vorgerückt. — Erfülle deine Pflicht und wache gut, du sollst Morgen deine Belohnung dafür bekommen."

Mit diesen Worten eilten beide, die Hütte Ibrahils zu erreichen, den Kahn in die Bucht zu schaffen und sich den trügerischen Wellen zu vertrauen, um glücklich an Bord von Loyeur Schiff zu kommen. Bald hatten sie die offene See erreicht, und von den Brandungen der felsigen Ufer, die sich zu beiden Seiten erhoben,

war nichts mehr zu befürchten, als sie in der Ferne, beim Schein des Mondes das Schiff erblickten, auf dem ein bekümmertes, ängstlich harrendes Vaterherz weilte. — Da fielen beide nieder auf des Schiffleins Boden, um dem Gott der Christen für ihre gelungene Rettung aus ganzer Seele zu danken, und ihn anzufleh'n, sie vollends glücklich zu dem Schiffe zu geleiten. Als sie die Ruder wieder ergriffen hatten, donnerte plötzlich aus einem andern Kahne, der inzwischen um einen fernern Felsen gebogen hatte, und den sie früher nicht hatten bemerken können, in japanischer Sprache ein: „Wer da!" auf sie herüber und machte sie im ersten Augenblicke stutzen. Gut Freund! rief Ibrahil und steuerte dem andern Schifflein zu, denn beide Kähne waren einander schon so nahe gekommen, daß eine Flucht fast unmöglich schien. Doch bald verschwand alle Besorgniß entdeckt zu seyn, als Joseph Leute von seines Vaters Schiff erkannte, die in irischer Sprache sich fragten, wer wohl die beiden sein möchten, die in so später Nacht sich noch ins offene Meer hinaus gewagt hätten. Da nannte Joseph einen der Ruderer beim Namen, in seiner vaterländischen Sprache, und ein Freudengeschrei erfüllte die grauenvolle Stille weit umher; die Nachricht von seinem Uebertritte zum Heidenthum hatte sich auf Ibrahils Veranstaltung wohl auch bis zu ihnen verbreitet, aber

Niemand wußte um die geheimen Pläne des klugen Mannes. Alles war daher auf dem Schiffe in tiefster Trauer, denn der Vater wollte sich kaum trösten lassen über die erfahrne Glaubensuntreue seines Sohnes, und nur die Hoffnung, daß es dennoch eine Lüge sein könnte, hielt ihn zurück, daß er ihm nicht fluchte.

Wie unbeschreiblich groß war also jezt die Freude, als das vorausgeeilte Schifflein die Nachricht überbrachte, Joseph komme mit seinem Retter an Bord. Wie ein Lauffeuer verbreitete es sich durch die ganze Schiffmannschaft und drang zu den erstaunten Ohren des ruhelos in seiner Hängematte liegenden Vaters. „Joseph! Joseph!" schrie Alles, „er ist gerettet! und in diesem Augenblicke fiel Joseph seinem hocherfreuten Vater in die Arme. „Mein Sohn, mein Sohn!" schluchzte dieser, und weinte Freudenthränen an seinem Halse. „Wem hab ich es zu danken, daß ich dich wieder sehe und dich noch lebend in meine Arme drücken kann?" Da erzählte Joseph die ganze Geschichte seiner Gefangenschaft, und der wunderbaren Rettung, und führte Ibrahil als seinen großherzigen Retter und als seinen Bekehrten dem Vater vor der ihn tausendmal umarmte und keine Worte finden konnte seinen Dank auszudrücken. —

Und womit lohnen wir dich nun, edler Mann," sagte Loyeux zu Ibrahil, „du hast zwei

Leben gerettet!" „Nehmt mich als den dritten Geretteten auf, der diesem edlen Jünglinge ein höheres Leben zu danken hat," erwiederte Ibrahil. Hierauf erzählte er dem Vater, wie Joseph durch seinen unerschütterlichen Muth und durch seine weisen Reden vor dem Kaiser und im Gefängniße ihn von der Erhabenheit der christlichen Religion überzeugt, zum Uebertritte derselben bewogen und auf den Plan der Rettung geführt habe. —

Mehrere Stunden waren vergangen, der Mond hatte sich ziemlich am westlichen Himmel hinabgesenkt, und schon zeigte sich der erste Schimmer der Morgenröthe hinter Japans Bergen, und warf seinen Glanz auf die unruhigen Wellen des Meeres. Da ermahnte Ibrahil den Vater zur Beschleunigung der Abreise, damit nicht neue Gefahren von der Wuth des Pöbels und der getäuschten Priesterschaft ihnen Allen den Untergang bringen möchten, und bat, ihn künftig als ein Glied seines Hauses zu betrachten. Mit Freuden erfüllte Vater und Sohn diese Bitte, die Anker wurden gelichtet, und die Kanonenschüsse verkündigten den nächsten Bewohnern des Inselreiches die Abfahrt Loyeur und seines geretteten Sohnes. Loyeur hatte mit seinem Schiffe längst die gefährlichen Brandungen der Inseln umfahren und die hohe See erreicht, als man von demselben aus den Zusammenlauf

und die wilden Bewegungen der Volksmenge erblickte, denn die Sonne trat nun in ihrem vollen Glanze hinter den Gipfeln der Berge hervor und beleuchtete die Gegend. „Mögen der Kaiser, die Priester und das Volk auf diesen gefährlichen Inseln sich nun mit irgend etwas Andern belustigen," sagte der erfreute Vater, „wir Alle sind gerettet und ihrem frevelnden Spotte entzogen!" Er nahm Ibrahil und seinen Sohn an den Arm, führte sie beide zurück in die Kajüte, um ein gutes Frühstück einzunehmen, und sich dann der Ruhe und dem frohen Gedanken der Rettung zu überlassen, denn Alle bedurften der Erholung nach so vielen bestandenen Gefahren. Bald hatte die Schiffsmannschaft die Küsten Japans, Ibrahils heimatischen Boden aus den Augen verloren. Ferne Inseln, die hie und da aus der unermeßlichen Fluth auftauchten, flogen wie kleine dunkle Punkte am Horizonte vorüber und verloren sich bald wieder aus ihrem Gesichtskreis.

Hier begann nun Joseph die Fortsetzung seines Religionsunterrichtes mit Ibrahil und der erstaunte Vater hörte mit freudigem Herzen zu. „Siehst du, mein Retter," sagte Joseph zu Ibrahil, „wie der gefürchtete Hai, der gefährlichste Bewohner dieser ungeheuern Tiefen mit gefräßigem Rachen unser Schiff umzieht, und auf eine Beute lauert, und dennoch stiert sein lüsternes Auge uns vergeblich an, und wir spotten

seiner Zähne, denn wir stehen in dem Schutze dessen, den wir Vater nennen, und der uns und ihn und diese Tiefen, und die darüber ausgespannten Himmel schuf." — Schon die ihn umgebende Welt, alle die Wunder der Allmacht und Weisheit, die ihn hier auf dieser grauenvollen Fluth in die Augen fielen, wären ganz geeignet, auf Ibrahil den tiefsten Eindruck zu machen. Es wurde ihm klar, daß der, der diesen unermeßlichen Kreis von Wundern schuf und erhält, auch ein unendliches, großes, weises und liebevolles Wesen seyn müsse, und dieses Wesen näher kennen zu lernen, erfüllte es ihn nie mit heißerer Sehnsucht als jezt, da er, schwebend über einem unermeßlichen Abgrunde, die ganze Schwäche der menschlichen Natur erkannte.

Jezt fand er sich in einer Welt recht heimisch, die wie sie war und ist, aus Einer Hand ihr Daseyn hat, in der die Ordnung eines Wesens herrscht, durch die der Geist der Liebe Eines Gottes weht.

Von jeder neuen Erscheinung wurden neue Veranlassungen zu Betrachtungen der Eigenschaften dieses Gottes genommen, und da sich glücklicherweise auch noch eine Bibel in japanischer Sprache auf dem Schiffe vorfand, so fing man nun an mit Ibrahil dieselbe fleißig zu studiren, und ihn in alle Geheimniße des neuen Glaubens einzuweihen. Nie gab es einen fleißigern Schü-

ler, als dieser greise Mann es war, und seit den Zeiten der Apostel wird es wenige gegeben haben, die mit solcher Liebe an der neuen Lehre hingen, als er, denn er kannte jezt das heimatlose Irren des Menschen in der Lehre der Heiden, und das liebevolle Vater- und Kinderleben in dem Christenthume.

Das gestand er wohl öfter, daß es unter den Heiden auch gute Menschen gebe, und daß die Bibel auch darin ganz recht habe, wenn sie sagt: „Den Heiden ist ein Gesetz in das Herz geschrieben; aber" sagte er dann, und seufzte, „sie kennen den Gesetzgeber nicht, und der Zweck ihrer guten Handlungen, und die Folgen jenseits des Grabes davon, werden ihnen doch nie so ganz klar, als dies beim Christenthum der Fall ist, und darum ist der gute Heide dennoch immer von einer geheimen Bangigkeit und Sorge gequält, wie es wohl die Götter mit ihm nach dem Tode halten werden, ob es ein künftiges Leben giebt, und welcher Gott dann über ihn herrschen werde. Diese Bangigkeit habe ich nun verloren, denn ich sehe das schöne Ziel einer herrlichen Zukunft klar vor mir, da Christus auch für mich hingegangen ist zum himmlischen Vater: uns eine Stätte zu bereiten." —

Kein Unfall unterbrach die Rückfahrt Loyeur, und solcher Unterricht und solche Gespräche, abwechselnd mit den Geschäften des Seelebens,

verkürzten ihnen allen die Zeit so, daß sie es fast gar nicht begreifen konnten, wie schnell sie in die Heimath gekommen waren. Hier begann nun erst der ordentliche Religionsunterricht Ibrahils durch einen ausgezeichneten Geistlichen, und bald war es so weit, daß er mit voller Ueberzeugung sein Glaubensbekenntniß öffentlich ablegen, und durch die heilige Taufe und das heilige Abendmahl in den großen Bund der Christen übertreten konnte. Als Taufpathe hatte er sich seinen ersten Lehrer, den muthvollen und glaubenstreuen Joseph, gewählt, und von diesem auch den Namen Joseph angenommen. Und als er nun die öffentlichen Gotteshäuser besuchen, den erhebenden Gesang der Christen hören, ihren Andachtsübungen beiwohnen, und den Geist der salbungsreichen, öffentlichen Predigten in sich aufnehmen konnte, da war sein Herz erhoben und sein innres Auge hing mit Seeligkeit an dem so spät gefundenen Retter der Menschen, und an dem liebevollen Vater, zu dem er von nun an beten durfte.

Hochgeachtet und geliebet von Jedermann, beschloß er seine Tage in den Armen dieser christlichen Familie, und als der lezte Kampf ihm nahte, der ihm das Auge für die Zukunft öffnete, da hob er betend seine Hände empor und sagte zu Joseph, der an seinem Bette stand und weinte: „Sey ruhig Freund! du hast mir ja

gezeigt, mit welchem Muth der Christ dem Tod entgegen gehen müße, und zuerst gesagt, ihm sey er die Geburt zum neuen Leben. Ich sehe nun klar, du hast der Wahrheit deinen Mund geliehen, darum lebe wohl, dort drüben sehen wir uns wieder.“ — Noch wollte er ihm seinen Dank mit schon gebrochener Stimme sagen, da sank sein silberweises Haupt zurück aufs Kissen, und er lag entseelt vor Joseph und den Seinen.

Mit dankbarer Rührung ließ Joseph ihn dann zur Erde bestatten, und in seiner Familiengruft beisetzen.

Er selbst lebte dann noch viele Jahre als ein glücklicher und geliebter Mann, deßen Glaubenstreue vielen seiner Zeitgenossen ein erhebendes Beispiel wurde.

# Würde und Glück der Tugend,
## oder:
## die über Gold geschätzte Katze.

Von einem jungen Menschen will ich Euch erzählen, der durch sein ganzes Leben bewieß, daß er, nachdem er in den drückendsten Verhältnißen gelebt, die Gunst die ihm das Schicksal auf so wunderbare Weise geschenkt, verdiente; von einem Menschen, der aus dem Strudel der Gemeinheit, aus den Armen des Unglücks und des Jammers, durch die eigene Kraft seines Herzens sich emporriß zu der Höhe sittlicher Würde, deren Anblick Scham und Reue in die Herzen und auf die Gesichter jener Wüstlinge ausgießt, die im Schooße des Glücks ihr edleres Ich vergessen, und die Gaben vergeuden, durch welche die Natur und das Schicksal sie zum höchsten Range der vollendeten Menschheit zu bestimmen schien. —

Lorenz, der einzige Sohn armer Taglöhnersleute in Hamburg hatte das Unglück, seine beiden Eltern zu verlieren, als er kaum elf Jahr alt war, und sah sich dadurch in die traurige Nothwendigkeit versezt: sein Brod vor den Thüren anderer Leute zu suchen. Traurend und tief-

P. C. Geissler inv. Nbg.

Würde und Glück der Tugend.

betrübt folgte er nur von ferne dem Sarge der Geliebten zum Friedhofe, um wenigstens die Ruhestätte derselben zu wissen, an der er ungestört seine Thränen weinen und seinen Kummer in den weiten Schoos der Ruhe und des Friedens ausschütten konnte. Oft saß er dann später am Grabhügel der Theuern wenn ihn die Noth von allen Seiten umstellte, zerdrückte sich eine große Thräne im Auge, und sah dann zu den Sternen hinauf, die in ihren ewigen Bahnen hellglänzend und ruhig über ihm kreißten, als wollte er den suchen, auf dem jezt die hingeschiedenen Geliebten wohnten, die nach seiner Vorstellung auch jezt noch liebend auf ihn herabsahen. Oft auch, von Kummer überwältigt, schlief er hier ein, seine Arme um den Hügel geschlungen, und träumte dann: wie seine Mutter, mit dem Blicke unaussprechlicher Liebe im Auge und mit einem sanften seeligen Lächeln über die Gräber her sich ihm zuwandte, und ihn mit offenen Armen vom thränenbethauten Hügel erhöbe. Dann schrack er vor Freude zusammen, erwachte, sah um sich, wollte ihren Namen rufen und ihr entgegen eilen, und sah nur noch, wie der westlich hinabsinkende Mond seine lezten langen Lichstreifen von den Gräbern zurückzog, und sich dann bald hinter der hohen Kirchhofmauer versteckte. Dann stand er auf, rief noch Einmal gute Nacht zum Doppelgrabe zurück, und kehrte traurend

und seufzend der Stadt zu, um in ihren lärmenden Gassen den Frieden vollends zu verlieren, aus dessen Schoos er gekommen war, und sich sein Stückchen Brod zu suchen, das diesen Tag ihn ernähren sollte. Seine Aeltern hatten es sich früher znr Pflicht gemacht, ihm nach Kräften eine gute Erziehung zu geben. Er sollte wenigstens nach ihrem Wunsche nicht nur ein geschikter, arbeitsliebender Mann, sondern insbesonders auch ein guter Christ werden, denn dies war ihrer Meinung nach das Höchste, was ein Mensch werden kann, und was seinem ganzen Leben erst die Krone aufsetzen soll. Und daran thaten sie ganz recht. Sie hatten es an sich selber erfahren, und wünschten also auch nichts sehnlicher, als an ihrem Kinde einst dieselbe Freude zu erleben, und in den Tagen ihres Alters mit der Ueberzeugung aus der Welt schreiten zu können: derselben einen frommen und nützlichen Mitbürger zurückgelassen zu haben.

Oft sagte der treue, sorgsame Vater zu ihm, wenn der Knabe des Abends beim Zwielichte zwischen seinen Knieen lehnte, mit seinen Armen ihn umschlungen hielt und die Mutter auf dem nebenstehenden Tisch ihnen das Brod zur Suppe in die Schüssel schnitt: Lorenz, du mußt einmal ein recht guter, geschikter und fleißiger Mann werden, damit wir recht viel Freude an dir erleben — und der Knabe schlug dann mit herz-

licher Freude in des Vaters Hand ein, und betheuerte seine guten Vorsätze.

Wie oft dachte jezt Lorenz an jene seeligen Abendstunden, wo die Mutter ihn bei solchen Gesprächen ein Schnittchen Brod um das andere gab, und er sich dabei an dem Knistern des Feuers, das er vom Lehnstuhl des Vaters aus durch eine Ritze des Ofens beobachtete, ergözte. Ach und wie schwer wurde ihm das Herz dann, wenn er vom kalten Grabe jezt aufstund, und an dem verödeten Stübchen vorbeizog, das ehemals seine so glückliche Wohnung gewesen war. Da rollte Thräne an Thräne die abgehärmte bleiche Wange des Knabens herunter. „Ich will euere Wünsche erfüllen ihr guten Aeltern!" sagte er dann oft halblaut, mit zum Himmel gerichteten Augen, wenn er wieder am Grabe war, „ich will euch Freude machen in euern schönen Welten dort oben, damit ihr euch meiner nicht schämen dürft. Ich werde ja ohnedieß auch bald zu euch hinauf kommen, und dann will ich euch und mir die seligen Augenblicke des Wiedersehens nicht verbittern. Dieß Versprechen will ich euch täglich erneuern an euern Gräbern, und ich will es auch halten." Und zu seinem Ruhme sey es gesagt: er hat es treulich gehalten.

In einer Stadt, wie Hamburg, wo ein großer Zusammenfluß so vieler Tausende von

Menschen ist, hätte er Gelegenheit zu allerlei Abweichungen vom Wege der Sittlichkeit und der Ordnung gehabt, und da er obendrein ein sehr talentvoller Kopf war, der Alles mit Leichtigkeit faßte und behielt, so hätte er wohl diese Anlagen auch in einer schlimmen Richtung ausbilden, und sich seinen Lebensunterhalt durch Betrug und Diebstahl auf eine leichte Weise verschaffen können. Aber Lorenz haßte Alles, was gegen sein natürliches, sittliches Gefühl stritt, und die guten Vorsätze, die er täglich am Grabe der Aeltern erneuerte, schützten ihn vor jedem Bösen. Sorgfältig wich er den Umgange mit rohen Kameraden, oder unsittlichen Menschen aus und suchte nur Zugang bei ordentlichen Familien und in Häusern zu erhalten, wo er für ein Stückchen Brod und ein abgelegtes Kleidungsstück seine Dienste anbot, und wenn ihm solche wirklich übertragen wurden, mit aller Treue und Aufrichtigkeit dieselben ausführte. Seine Nachtherberge mußte er bei Leuten der ärmsten Klasse suchen, wo er dann gewöhnlich in Ställen, oder in einem andern finstern Winkel auf Stroh übernachtete. So trieb er es bis in sein 14tes Jahr, je länger, desto schüchterner weil doch nun in ihm ein natürliches Ehrgefühl zu erwachen begann, welches ihm sagte, daß er auf dieser Stufe der Erniedrigung nicht stehen bleiben dürfe. In diesem Zustande entschloß er

sich daher eines Tages, nach langem Ueberlegen, zu einem der ersten Kaufleute zu gehen, in dessen Haus er als Kind mit seinem Vater öfter gewesen war, wenn dieser in dem Holzschupfen oder irgendwo anders daselbst beschäftigt war. Der Kaufmann erkannte den abgehärmten ausgehungerten Jungen nicht mehr, und nahm daher herzlichen Antheil, als dieser ihm sich zu erkennen gab und sein ganzes trauriges Schicksal erzählte. Das schüchterne und doch so gutmüthige Wesen des Knaben gefiel ihm, und er glaubte in seinem klaren, hellen, nur von Thränen jetzt getrübten Augen jene ungeheuchelte Redlichkeit, jene Treue zu erkennen, welche Lorenzen durch sein ganzes Leben so vortheilhaft auszeichneten. Gerührt nahm er ihn daher bei der Hand, indem er sich jezt wohl auch an den Fleiß und an die Diensttreue seines Vaters erinnerte, führte ihn mit sich auf ein Dienstboten Zimmer, ließ ihm zu essen geben und besser kleiden, und übertrug ihm dann die Pflege seines einzigen Kindes, eines Mädchens von 7—8 Jahren, die er in die Schule und wieder zurückführen, sie bedienen, und ihr durch allerlei unterhaltende Spiele die Zeit verkürzen sollte. Auch mußte er verschiedene andere kleine Dienste im Hause besorgen, Gänge für die Herrschaft thun u. dgl. m. So oft ihn sein Weg in die Nähe des Friedhofs führte, konnte er sich nicht versagen, den geliebten Schlummern-

den einen kurzen Besuch abzustatten, und sein gegebenes Versprechen zu erneuern.

Neu belebt und gestärkt eilte er dann, wenn er den Kirchhof wieder verlassen hatte, seinem Geschäfte nach, und besorgte Alles mit der größten Pünktlichkeit. Durch dieses Betragen gewann er sich bald die Liebe und das Vertrauen Aller im Hause, und der Kaufmann, der die übrigen schönen geistigen Eigenschaften des Knaben bemerkt hatte, trug nun auch Sorge für eine bessere Ausbildung derselben.

Amalie seine Tochter, hatte seit einiger Zeit einen Hauslehrer erhalten, der ihr unter Andern auch Unterrricht in verschiedenen Sprachen ertheilte. Lorenz der fast immer zugegen gewesen war, wenn Amalie unterwiesen wurde, faßte gar bald den Vortrag des Lehrers, ohne daß dieser auf ihn achtete, und machte im Stillen für sich alle Aufgaben und Arbeiten mit, welche Amalie für die nächste Stunde in diesem oder jenem Gegenstande zu liefern hatte.

Dieß bemerkte sie in ihren arbeitsfreien Stunden, und da Lorenz ihr sogar öftes entfallene Sprachregeln oder Worte wieder in das Gedächtniß zurück rief und sie oft sehr gut bei ihren Arbeiten unterstützte, so bat sie den Vater Lorenz auch Theil am Unterrichte nehmen zu lassen. Von diesem Tage an erfreute sich Lorenz einer ordentlichen Schule. Gar bald hatte er

sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit, die Liebe des Lehrers im hohen Grade erworben, und feuerte auch Amalien zu um so größerer Thätigkeit an, so daß gar bald ein angenehmer Wettstreit zwischen beiden entstand, wer von ihnen am Meisten zu leisten vermöge. Vater und Lehrer hatten ihre herzliche Freude daran. —

Lorenzens Fortschritte in den Sprachen ꝛc. waren so groß, daß sein Wohlthäter sich entschloß dem Jungen eine mehrseitige Bildung geben, uud die Handlung erlernen zu lassen, damit es ihm später nicht mehr fehlen könnte, in der Welt sein Glück auf irgend eine Art zu machen. Lorenz wurde Handelslehrling. Sein Fleiß im Studiren, seine Treue gegen das Haus seines Wohlthäters und seine Dienstfertigkeit gegen Alle im Hause steigerte sich von Tag zu Tag und er gewann dadurch immer mehr an Vertrauen und Achtung bei seiner Herrschaft. Nicht so war es bei der übrigen Dienerschaft. Jemehr er in Credit und in der Liebe der Erstern stieg, desto tiefer sank er bald bei den Letztern, und Verläumdungen und Ohrenbläsereien aller Art suchten gar bald ihm die Gunst zu entziehen, der er sich bisher hatte erfreuen können. Lorenzens einzige Vertheidigung und Rache gegen seine Verläumder bestand darin, daß er im Rechtthun und in seinem ganzen bisherigen Betragen nur um so beharrlicher wurde, und dadurch zer-

streute er immer glücklich wieder die von Seiten der Herrschaft gegen seine Tugend erhobenen Zweifel. —

Ohngefähr um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, nachdem fast ein Jahrhundert früher durch den berühmten portugiesischen Seereisenden Vasco de Gama, der Seeweg nach Ostindien, diesem Lande des Glücks und des Reichthums, um das Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden, und von den Portugiesen, Holländern, Franzosen, Engländern und andern europäischen Nationen Handels-Niederlagen zu gründen gesucht worden waren, versuchten es auch einzelne Kaufleute verschiedener europäischer Handelsstädte, Schiffe auf eigene Rechnung zur Betreibung des Handels dahin abzuschicken, und ihr Glück in den entfernten Gegenden der Welt zu suchen. Bald gelang es mehreren dadurch sich große Reichthümer zu sammeln, und mit ihrem Wohlstande verbesserte sich nun auch bald die Lage anderer einzelner Häuser und Städte. Dieß weckte den Speculationsgeist immer mehr, und bald verbreiteten die Ostindischen Schätze und Produkte, Reichthum und Wohlstand über ganze europäische Staaten und Länder.

Auch dem Prinzipal unsers Lorenz war es schon mehrere Male geglückt, reiche Schiffsladungen aus jenem Lande gegen den Austausch geringfügiger europäischer Waaren, oder eine

äußerst billige Bezahlung zu erhalten, und mit ihnen seine Finanzen auf eine bedeutende Höhe zu steigern. Bald nahte die Zeit nun wieder, daß sein Schiff abermals dahin abgehen sollte, um neue Gewinnste zu suchen. Schon früher hatte er beim Abgange eines Schiffes jedesmal den Capitain desselben zu sich geladen, um ihn aufs Anständigste und Beste zu bewirthen, und die Mittel für neu zu erlangende Vortheile noch einmal mit ihm zu berathen.

Auch hatte er die löbliche Sitte in seinem Hause eingeführt, daß jeder Dienstbote, wenn er treu und fleißig war, durch eine gegebene kleine Einlage auch verhältnißmäßig am Gewinnste Theil nehmen, und sich so ein kleines Vermögen sammeln konnte und durfte, zu dem er vielleicht außerdem nie gekommen wäre. Dieß geschah auch dießmal wieder, und nachdem abgespeißt und alles berathen war, mußte Lorenz, der die Bedienung bei Tische über sich hatte, alle Handlungsangehörigen herbeirufen, damit sie ihre Einlage abgäben Alle von der Tochter des Hauses bis zum lezten Dienstmädchen, brachten ihre kleinen Snmmen, und da sie ohne Ausnahme, etwas eingelegt hatten, so wurde auch Lorenz aufgefordert auf diese Weise sein Glück zu versuchen. Er hatte bisher aber jeden ersparten Pfennig auf die Anschaffung nützlicher Lehrmittel verwendet, und war gerade jezt von

aller Baarschaft entblößt. Ohne etwas zu sagen, entfernte er sich aus dem Zimmer, um auch seinen Antheil zu holen. Aber welch ein Gelächter entstand unter allen Anwesenden, als er bald darauf wieder mit einer schönen Katze, einem Geschenk Amaliens, auf dem Arm ins Zimmer trat, sich seiner Armuth wegen entschuldigte, die ihn verhindere, ein anderes Kapital einzulegen, und diese dann dem Kapitain, als seine Einlage zum Erwerb eines Vermögens vorstellte. „Ich denke," sagte er dann zum Kapitain, „sie wird Ihnen gute Dienste leisten, denn auf Schiffen giebt es ja doch Mäuse, und mir wird sie auch mit Wucher wieder kommen, da sie inzwischen wol Junge haben wird." — Alles freute sich des glücklichen Einfalls unseres Lorenz. Der Kapitain befahl sodann seinen Schiffsjungen das Thier in Empfang zu nehmen, und sie wohlbehalten auf das Schiff zu bringen. —

Unter allerlei angenehmen Spielen und Unterhaltungen bei denen Lorenz manche Gelegenheit hatte, seine Ueberlegenheit im Nachdenken auf eine bescheidene Weise zu beurkunden, verging die Zeit und wenige Tage nachher bei günstigem Winde, segelte der Kapitain ab; dem Orte seiner Bestimmung entgegen, das lebendige Kapital des Lorenz, die Katze, im Bauche seines Schiffes mit sich führend. Lorenzens Geschäftskreis erweiterte sich von Monat zu Monat, von

Jahr zu Jahr. Er hatte die doppelte Buchhaltung mit allen dazu nöthigen Hilfswissenschaften bald so gut begriffen, daß sein Wohlthäter ihm dieses Geschäft mit allen Vertrauen überlassen konnte, besonders da er auf die gewissenhafteste Treue und Redlichkeit des jungen Menschen rechnen und bauen durfte. Lorenz hatte auch bald Gelegenheit einen besondern Beweis davon zu geben, und dies Vertrauen auf die schönste Weise zu rechtfertigen.

Einer der Handlungsdiener des Hauses war vom Herrn beauftragt worden, zweien Juden gegen den Einsatz von einem eben so großen Werthe an Gold, Tausend Thaler an Silbergeld auszuhändigen, das Geld in Empfang zu nehmen und die Juden, die es in kurzer Zeit wieder auslösen wollten, darüber zu bescheinigen.

Mochte dieser nun im Einverständnisse mit den Juden, oder mochte es Unvorsichtigkeit gegen die Betrüger gewesen seyn, kurz Lorenz bemerkte, wie einer derselben das versiegelte, vorher gezählte Paket des Goldes mit einem andern vertauschte, und sich mit dem erhaltenen Silbergelde davon machen wollte, indeß der andere auf die auszustellende Bescheinigung wartete. — Lorenz meldete das Vorgefallene dem Herrn, die Juden wurden festgehalten, der Betrug entdeckt, und die Betrüger gebührendermaßen dafür bestraft. Bald darauf brach in einem der Ge-

wölbe durch die Unvorsichtigkeit eines andern Dieners Feuer aus. Lorenz war der erste, der es entdeckte, und das Unglück seinen Herrn meldete. Das Gewölbe, in welchem das Feuer ausgebrochen war, befand sich ohngefähr in der Mitte des Hauses. Ueber dasselbe hinweg führte die Haupttreppe in die obern Etagen, in welchen die Herrschaft und einige Domestiken noch schliefen. Das Feuer griff mit aller Gewalt um sich, weil in dem Gewölbe sich viele fette Substanzen befanden, und ehe die nöthigen Rettungsmaasregeln getroffen werden konnten, loderte die Treppe bereits in hellen Flammen auf. Nun war zu befürchten, daß alle, welche sich noch in den obern Stockwerken befanden, ein Raub der Flamme werden würden, da man in der ersten Bestürzung die Schlüssel nicht zu den Seitenausgängen finden konnte.

Lorenz aber, entschlossen und vorsichtig, rettete mit Gefahr seines eigenen Lebens, allen und unter andern auch der Tochter vom Hause das Leben, indem er mit größter Eile die brennenden Stufen übersprang, die Schlafenden aus ihren Betten holte, mit ihnen durch die helle Flamme eilte, und sie so dem sichern Tode entriß. Kaum hatte er das letztemal die Treppe verlassen, als dieselbe hinter ihm zusammenstürzte.

Durch seine Entschlossenheit und kühnen Maasregeln hatte er nachher auch nicht wenig

zur völligen Dämpfung des Feuers beigetragen, und dadurch verhütet, daß nicht ein noch grösseres Unglück entstand.

Solche auffallende Beweise der Treue und Sorgfalt für das Leben und Eigenthum seiner Herrschaft, und so viele ruhige und besonnene Ueberlegung und Thatkraft mitten in der größten Gefahr konnten Lorenzen in dem Vertrauen und in der bisherigen genossenen Achtung und Liebe von Seiten seiner Herrschaft nur noch mehr befestigen, und von diesem Tage an ward er als Sohn des Hauses betrachtet und behandelt.

Das Schiff war mittlerweile wohlbehalten in Ostindien angekommen. Allein da die Portugiesen und Holländer, zwei der ältesten europäischen seefahrenden Nationen bereits zu festen Fuß auf den Küstenländern des Landes gefaßt hatten, sah sich Haakmaan, der Kapitain, dießmal veranlaßt die tiefer liegenden Inseln des indischen Archipels aufzusuchen, um vielleicht dort seinen Zweck zu erreichen.

Haakmaan, der als Seereisender eines einzelnen Hauses alle Vorsicht gebrauchen mußte, schiffte lange in den Gewässern des Archipels hin und her, bis es ihn endlich nach Jahresfrist gelang, Handelsunternehmungen mit den Bewohnern einer sehr entlegenen Sunda Insel anzuknüpfen, und dort vortreffliche Geschäfte zu machen. Bis dahin hatte der mächtige Arm



Bayerische
Staatsbibliothek
München

der Holländer noch nicht gereicht, und da die Insulaner zu den gutmüthigsten Bewohnern jener Inselgruppen gehörten, so konnte der Kapitän hier ein ganzes Jahr lang verweilen, und die günstigste Zeit zu seiner Abfahrt abwarten.

Der Winter war nun vorüber, das Meer ruhiger geworden und Haakmaan lichtete frohen Muthes über seine bisher so gut gelungene Fahrt die Anker. Doch sollte dieselbe auch nicht ohne alle Gefahr ablaufen, und diese Gefahr selbst in eine äußerst nahe Verbindung mit Lorenzens Schicksal kommen.

Wenige Tage nach der Abfahrt, in einer schönen mondhellen Frühlingsnacht, während man noch oben auf dem Verdecke beisammen saß, und sich bei Wein und traulichen Gesprächen die Zeit zu kürzen suchte, gewahrte der Steuermann in einiger Entfernung mehrere kleine Seevögel, die in ängstlichen Fluge hin und her zu irren schienen, und bald da, bald dort mit ihren Flügeln in die ruhige Fläche des Wassers niedertauchten. Auch wimmelte die See rings um das Schiff von einer Art kleiner Fische, die bald auf der Wasserfläche erschienen, bald auf den Grund des Meeres gingen, und dann immer wieder kamen und verschwanden. Der Himmel lag wie eine durchsichtige kristallne blaue Decke, dicht mit glänzenden Sternen besät, über der unermeßlichen

Bayerische Staatsbibliothek München

Fläche ausgebreitet, nur daß am südöstlichen Horizonte ein kaum sichtbarer dunkler Flecken sich zeigte. Dieser Flecken und die vorigen Erscheinungen der Vögel und Fische waren den Seefahrern untrügliche Zeichen eines bevorstehenden Sturmes, und Alles verließ daher das Verdeck, und eilte die Befehle des Kapitäns zu vollziehen. So schnell als möglich wurden die Segel eingezogen, doch kaum hatte man dieß in größter Eile gethan, als das Meer anfing in tiefen Wellen zu gehen, und der Sturm von allen Seiten losbrach. Der schöne mondhelle Frühlingsabend hatte sich schnell in eine grausenvolle Nacht verwandelt, die voll flammenden Blitzen erleuchtet, immer nur tiefer und finsterer zurückkehrte. Das Rollen des Donners, das Heulen des Sturmwindes, das furchtbare Tosen und Rauschen zerschellender Wassermassen, das Aechzen des Schiffes in seinen Fugen, und der Gedanke an die schaudervolle Tiefe, hatte Todesschrecken und Angst unter den Bewohnern des Schiffes verbreitet, und alle harrten mit Furcht und Entsetzen des Augenblickes, der das Fahrzeug zertrümmern und sie in die brausende Tiefe versenken würde. Wer noch so viel Besinnung hatte zu beten, der betete aus ganzer Seele. Viele hielten sich schon für verloren, und lagen in dumpfer Verzweiflung am Boden des Schiffes, oder kauerten in einer Ecke derselben und starten

vor sich hin, jede Minute das Borsten des Schiffbauches erwartend, bis ein neuer Stoß sie an die entgegengesetzte Wand schleuderte, und Allen das Blut fast in den Adern stockte. Nur der Kapitän hatte den Muth noch behalten, und war immer aufmunternd und tröstend in ihrer Mitte. Da krachte plötzlich das Schiff, als ob es aus allen Fugen getrieben wäre, und auf zwei Stellen zugleich drang das Wasser mit Macht ein. Der Sturm hatte das Fahrzeug auf einer mächtigen Welle in eine ungeheure Höhe geschleudert, von der es die zurückstürzende Wassermasse mit aller Gewalt gegen die Spitze eines aus der Tiefe emporragenden Felsens geworfen hatte. Zum Glück hatte die Woge das Schiff in einer schnellen Bewegung über die ungeheure Felsenspalte hinweggeschleudert, in der es außerdem augenblicklich sein Grab gefunden haben würde. Nun mußte man mit aller Anstrengung darauf bedacht seyn, das eingedrungene Wasser wieder zu entfernen, und das fernere Zuströmen desselben durch Verstopfung der Lecke zu verhindern. Dieß aber war keine so leichte Arbeit. Der Sturm schien an Wuth immer mehr zuzunehmen. Das beständige Schwanken des Schiffes ließ keine feste Stellung auf dem Boden desselben zu, und so wuchs die Gefahr mit jedem Augenblicke. Immer stärker drang das Wasser ein, so daß es schon

mehrere Fuß hoch in untern Schiffsräumen stand, bis es endlich nach ungeheuren Anstrengungen gelang die Lecke zu verstopfen. Das Wasser suchte man vollends auszupumpen, und schon überließ sich alles der Hoffnung einer glücklichen Rettung, als ein neuer furchtbarer Stoß erfolgte. Der Sturm hatte jetzt etwas nachgelassen, aber mit desto größerem Schrecken nahm man wahr daß das Schiff auf eine Sandbank getrieben sey. Einen Tag und zwei Nächte hatte der Sturm gedauert, nnd mit zitterndem Herzen erwartete man im Schiffe den vollen Anbruch des kommenden Tages. Man untersuchte die Höhe des Wasserstandes, und fand einige Wahrscheinlichkeit der Rettung. Die Fluth kehrte zurück, nnd zur unbeschreiblichen Freude Aller im Schiffe, sah man es endlich wieder flott werden, aber Niemand kannte die Gegend in der man sich jezt befand. Dieß verbreitete von Neuem Angst im Schiffe, da schon zu damaliger Zeit die indischen Gewässer von Seeräubern wimmelten, die besonders den Stämmen der Malayen angehörten. Malayen heißen nehmlich alle jene zahlreichen Inselbewohner von der hinterindischen Halbinsel Malacka, bis zum Festlande Australiens, und von der Afrikanischen Insel Madagaskar bis über die Philippinen nach Japan hinauf, mit Einschluß aller der dazwischen liegenden zahlreichen Inselgruppen. — Als

Seeräuber machen sie die Schifffahrt auf dem Indischen und Chinesischen Meere sehr gefährlich.

Nach langem, gefährlichem Hin- und Hertreiben auf der noch immer hochgehenden See erreichte man endlich eine kleine Insel. Hier warf man Anker, um das starkbeschädigte Schiff wieder auszubessern und, wo möglich, frische Lebensmittel einzunehmen. Man fand auf einem Theil derselben verschiedene Südfrüchte und eine Art Cedern, deren Holz zur Herstellung des Schiffes vortrefflich war. Auch entdeckte der Capitän auf seinen fernern Untersuchungsausflügen eine Quelle, und alle Hauptbedürfniße waren nun hinreichend befriedigt. Von Thieren aber für die Küche war die Insel eben so wenig bewohnt als von Menschen, und man mußte daher um frische Fleischspeisen zu erhalten, seine Zuflucht zum Fischfange nehmen. Das Boot, das zu diesem Zwecke ausgesendet wurde, suchte daher öfter die ganze Insel zu umfahren, um vielleicht die Mündung eines Flußes zu entdecken, in welchem kleine eßbare Fische oder andere Seethiere einen sichern Zufluchtsort vor dem Rachen ihres Todfeindes, des gefräßigen Hai, zu finden suchen. Bei einer solchen Untersuchung erreichte das Boot einst ganz die östliche Spitze der Insel, als die Bemannung desselben von hier aus durch das Fernrohr mehrere in gerader Richtung auf sie zurudernde Kähne voll schwarzer

Gestalten entdeckte. Es waren Eingeborne. Sogleich kehrte das Boot schnell um, um den Kapitän und der übrigen Mannschaft Meldung zu machen. Aber die Wilden verfolgten sie. Fast zu gleicher Zeit bogen beide Theile in geringer Entfernung von einander um den Vorsprung der Insel, von dem aus man des Schiffes ansichtig wurde. Dieß allein schien die Verfolgenden abzuhalten das Boot einzuholen, und die Mannschaft des Schiffes versäumte nicht sich so schnell als möglich in Vertheidigungsstand zu setzen, wenn etwa ein Angriff von Seiten der Insulaner statt finden sollte. Diese aber hatten in ziemlicher Entfernung vom Schiffe Halt gemacht, und gafften nun neugierig nach demselben herüber. Man wußte im Schiffe nicht recht, was man aus dem Benehmen der Wilden machen sollte, und so verschwand eine geraume Zeit in unthätigem Zustande von beiden Seiten. Endlich gab man ein Zeichen, daß sie näher kommen möchten, doch lange vergeblich. Da bestieg der Kapitän selbst mit einigen andern ein Fahrzeug und fuhr ihnen entgegen, um sie einzuladen, indeß die übrige Mannschaft des Schiffes sich zur Vertheidigung des Bootes, wenn es ja in Gefahr kommen sollte bereit hielt. Da nun die Schwarzen diese Annäherung sahen, und zugleich keine Waffen bemerkten, indem man sorgfältig jede Art derselben ihnen verborgen

hielt, gewannen sie endlich Vertrauen, und ein gleich bemanntes Boot von ihrer Seite setzte sich in Bewegung, dem Kapitän entgegen, während die Uebrigen immer ihre Entfernung beobachteten, wie früher. Auf allen Inseln des indischen Archipels ist es mit der Malayischen Sprache, wie in ganz Europa mit der französischen heut zu Tage. Sie ist die einzige, vermöge welcher jeder Fremde aus allen Welttheilen und Nationen mit den Eingebornen dieser Inseln verkehren kann. Die Wilden erklärten, daß nicht Raub und Mordlust, sondern Neugierde sie bewogen habe dieß ihnen unbekannte kleine Fahrzeug zu verfolgen, und gaben deutlich den Wunsch zu verstehen, das schwimmende Haus, wie sie das Schiff nannten, näher betrachten zu dürfen, damit sie doch bei ihrer Zurückkunft ihrem Könige erzählen könnten, was sie Neues und Wundervolles gesehen hätten. Der Kapitän lud sie hierauf ein, mit ihm an Bord seines Schiffes zu kommen, jedoch unter der Bedingung: daß die Männer der andern fünf Kähne die gehörige Entfernung beobachten sollten. Die Wilden folgten in das Schiff nnd fanden darin des Bewundernswürdigen kein Ende. Der Kapitän beschenkte sie hierauf mit mehreren Kleinigkeiten, als Glasperlen, Messern rc., zeigte ihnen die donnerähnliche Wirkung des Feuergewehrs, worüber alle heftig erschraken, und entließ sie dann mit

dem Auftrage: ihrem Könige das Geschehene genau zu berichten. — Alle Waffen der Wilden waren reich mit ächtem Golde verziert, und selbst ihre Ruderstangen und andere Theile der Kähne glänzten im Strahl der Sonne von diesem Metalle, weswegen der Kapitän sehr angelegentlichst wünschte, die Bekanntschaft ihres ganzen Stammes und ihrer Häuptlinge zu machen. Auch er hatte Indien lange vorher schon für das Land unermeßlicher Schätze und Reichthümer gehalten, das außer den köstlichsten Erzeugnissen der Pflanzenwelt, auch besonders reich an edlen Steinen und Metallen sey. Nun erkannte er die Wahrheit seiner Vermuthung und fing an eine reiche Ausbeute auch in diesen Artikeln für sich zu hoffen. Die Ausbesserung des Schiffes wurde unterdessen fleißig betrieben. Alles war in größter Thätigkeit.

Da sah man eines Tages eine ungeheure Menge Kähne voller Eingebornen in gerader Richtung auf das Schiff zu rudern; einer davon zeichnete sich sowohl durch den Reichthum seiner Verzierungen, als durch seine Größe und Bauart aus. Es war als ob die ganze Einwohnerschaft einer ungeheuern Insel auf dem Meer wäre, man sah nichts als Himmel, Meer und Kähne. Da wollte dem Kapitän und seiner Mannschaft fast bange werden. Man bestieg eiligst das Schiff und setzte sich in Vertheidigungsstand.

Der König der Insulaner hatte von den vom Kapitain Beschenkten, alle die Wunderdinge erfahren, und die Geschenke gesehen — war nun ungemein neugierig, das Beschriebene selbst an Ort und Stelle zu betrachten, und hatte sich also mit Gefahr aufgemacht, das Schiff zu besuchen. Als die Indier nur noch auf Schußweite vom Schiffe entfernt waren, ohne sich zu erkennen gegeben zu haben, ließ der Kapitän eine blind geladene Kanone auf sie abfeuern, um ihnen die Art seiner Vertheidigung zu zeigen. Diese Vorsichtsmaaßregel schien ihm nothwendig zu seyn, um sich bei einem kriegerischen Volke, wie dieß alle Wilde sind, im Voraus Respect zu verschaffen, denn die ganze Mannschaft zog mit Bogen, Pfeilen und Dolchen bewaffnet auf ihren Kähnen dahin. Der Kanonenschuß that seine gehörige Wirkung. Die Hälfte der Indier stürzte vor Schrecken ins Meer, viele kehrten um und ergiffen eiligst die Flucht, und selbst der König hatte bald die Lust zur Beschauung des Schiffes und seiner Merkwürdigkeiten verloren, denn alle glaubten nach der erschütternden Wirkung des Schusses schließen zu müssen, die Weißen auf dem Schiffe seyen im Besitz einer außerordentlichen Macht, und könnten über Donner und Blitz gebieten. Das Ansehen der Weißen war dadurch bei dem Könige und seinen Begleitern sehr hoch gestiegen. Er schickte

jetzt ein Boot an den Kapitän ab, bei diesem Schonung und die Erlaubniß für sich zu erbitten, das Schiff näher besehen zu dürfen; dieß wurde ihnen gerne zugestanden, und nachdem die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln durch die gegenseitige Auslieferung von Geißeln getroffen waren, stieg der König mit mehreren seiner Leute an Bord. Er hatte zu um so größerer Versicherung seiner friedlichen Gesinnungen seinen eigenen Sohn mit ausgeliefert, und der Kapitän war von diesem Augenblicke an auch ohne alle Besorgnisse.

Den König hatte schon in der Ferne ein außerordentliches Staunen beim Anblick des Schiffes ergriffen, und als ihm nun die Mündungen der Kanonen, deren Wirkuugen er eben erst kennen gelernt hatte, anstierten, und als er das Tau und Segelwerk, die hochragenden Masten sah, glaubte er sich in der Nähe überirdischer Wesen zu befinden. Die tiefste Verehrung leuchtete aus allen seinen Mienen, und drückte sich in seiner ganzen Haltung aus. Eben so vielen Stoff der Bewunderung bot ihm die innere Einrichtung des Schiffes, die Verdecke, der Kielraum, die Schiffswinde, das Steuerruder, und die wohleingerichteten Zimmer und Kammern ꝛc. dar. Er war ein Mann von ausserordentlicher Wißbegierde, und fragte daher unaufhörlich nach Namen, Zweck und Nutzen

Alles dessen, was er sah und hörte. Man hatte schon eine ziemliche Zeit mit dem Beschauen des Schiffes zugebracht, als auf Befehl des Kapitäns die Harmonien eines europäischen Walzers die neugierigen Wilden höchst angenehm überraschten, und den entzückten König in Wonne versetzten. Diese erhöhte der Kapitän noch durch den Genuß eines vortrefflichen Weines, der in großen Pokalen in der Runde zirkulirte, und das Vergnügen auf die höchste Stufe steigerte, so, daß der König zutraulich gestand, dieß sey der schönste Tag seines Lebens.

Unter solchen freundschaftlichen Verhältnissen waren schnell mehrere Stunden vergangen, und so kam endlich die Zeit heran, in der der König das Schiff wieder verlassen mußte. Reich beschenkt vom Kapitän, nöthigte er zulezt denselben das Versprechen noch ab: ihn am andern Tag auf seiner Insel zu besuchen; er gab ihm die kräftigsten Versicherungen seiner aufrichtigsten Freundschaft, und ruderte dann höchst zufrieden und vergnügt der Heimath entgegen.

Am andern Tage machte sich der Kapitän mit ohngefähr 20 Mann gut bewaffnet reisefertig, den König auf seiner Insel zu besuchen. Der Empfang war äußerst freundlich und zuvorkommend. Eine Menge Insulaner hatte sich bereits an der Küste der Insel, dießmal aber unbewaffnet, wahrscheinlich auf Befehl ihres Kö-

nigs, versammelt, als das Boot anlangte, und noch mehr, auch Weiber und Kinder strömten von allen Seiten zu.

Der Kapitän hatte sehr viele Glasperlenschnüre, glänzende Metallknöpfe und andere Kleinigkeiten mitgenommen, und fing nun an diese unter die ihn umgebende Menge auszutheilen. Ungemein groß war der günstige Eindruck, den diese Freigebigkeit des Kapitäns auf die Insulaner machte, und wie im Triumphe führten sie ihn dann später zu ihrem Dorfe und zu der Hütte ihres Häuptlings, der ihn, umgeben von mehreren seiner Weiber und Kinder, in einer Art Hofraum erwartete.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, setzte man sich in der Reihe herum, auf einen dazu eingerichteten Rasensitze, den der kühlende Schatten verschiedener niedriger Palmarten und Akazien bedeckte, und genoß die Erfrischungen, welche zu diesem Ende von mehreren Sclaven herumgereicht wurden, und die in Früchten des Brodbaums, sehr saftreichen Melonen, und der über alles köstlichen Ananas bestanden. Nachher wurde die Pfeife zum Zeichen des Friedens gereicht, und man schmauchte und plauderte nun im besten Einverständnisse mit den Wilden. Nach einiger Zeit erhob sich der König von seinem Sitze, und man führte nun die Fremden in die nahe gelegenen Pflanzungen,

wo sie den ungemeinen Reichthum der Gewächse und den Schmuck und die Ueppigkeit der Natur nicht genug bewundern konnten. Hier blühte die vielzüngige Aloe in tausenderlei Farben, duftete der Gewürznelken- und der Mußcatennußbaum, und Blumen und Gesträuche aller Art und Farben, schufen ein wahres Paradies. „Und diese himmlischen Gefilde bewohnen Wilde!" sagte der Kapitän; „Wie glücklich würde sich hier nicht ein gesittetes Volk fühlen! — Welch ein Reichthum für Industrie, Handel und Gewerbe! Hier ein beträchtlicher Fluß, dessen Arme gleich Kanälen das Land durchkreuzen, und seine Fruchtbarkeit erhöhen; dort in geringer Entfernung sanftanlaufende Bergreihen, die in ihrem Innern einen Reichthum von Metallen aller Art verbergen. Dieser ewig heitere Himmel, diese reine Luft umgeben einen Menschenstamm, der sein größtes Verdienst in die größte Anzahl erbeuteter Kopfhäute oder Hirnschädel von erschlagenen Feinden setzt, und seine Wohnungen damit ziert!"

Aus diesem Selbstgespräch weckte den Kapitän der König, der ihn einlud, ihm wieder zurück zu seiner Wohnung zu folgen. Der Weg führte auf eine andere Seite durch lauter blühende Gehege, und Alles zeigte den Fremden, daß die Wilden außer dem Fischfange, dem Kriege und der Jagd, sich auch recht gut auf dem Acker-

bau des Bodens verstanden, der übrigens nur den Weibern und den Sclaven überlassen blieb. Die Kunst das Eisen zu bereiten und Waffen daraus zu schmieden, sie mit Verzierungen heraus zu putzen, und überhaupt in Metallen zu arbeiten, auch feine Stoffe aus Seide und Baumwolle zu weben, verstanden diese Insulaner damals schon so gut, daß ihre Dolche und Klingen den besten englischen gleichstanden, und ihre gewebten Zeuge jeden Vergleich mit denselben Producten anderer civilisirter Nationen aushielten, und mit Verwunderung betrachtete der Kapitän die einfachen Werkzeuge mit denen sie dieselben bereiteten.

An der Residenz des Königs angekommen, wurden die Fremden nun zur offenen Tafel gezogen, d. h. man setzte sich nieder auf dem vorigen Platze in derselben Ordnung, welche wenige Stunden vorher bei der Ankunft derselben beobachtet worden war, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß dießmal eine förmliche Wache die Tafel umgab, welche gerade vollauf zu thun hatte, dem Zudrang vieler Hunderte sehr unverschämter Gäste abzuwehren, damit doch der König und seine Gesellschaft in Ruhe das duftende Mahl verzehren konnte, das herumgereicht wurde. Kaum hatte man nämlich den sehr einladend duftenden Schweinbraten aufgetragen, als sein Wohlgeruch Hunderte von Ratten und Mäusen

aus ihren rund um in der Nähe gelegenen Verstecken hervorlockte, die nun in großen Sätzen der Gesellschaft zueilen wollten, um am Schmauße theil zu nehmen, aber von den ausgestellten Schildwachen immer wieder mit Prügeln zurückgetrieben wurden. Erstaunt über die Menge dieser Thiere und über die Dreistigkeit, mit der sie immer wieder ihre Versuche erneuerten, fragte endlich der Kapitän den König: ob man denn hier zu Lande deu größten Feind dieser Thiere, die Katze nicht kenne, die sie in offener Fehde bekämpfe, und vor deren listigen Nachstellungen sie sich scheu in ihre Löcher verkröchen, und er erhielt eine verneinende Antwort. Nun fiel ihm Lorenzens Katze im Schiffe ein, die inzwischen Mutter von vier Jungen geworden war, und er fragte also den König, ob er nicht wünsche ein solches Thier und seine vortrefflichen Eigenschaften kennen zu lernen. Der König bezeugte ein lebhaftes Verlangen darnach, und ärgerte sich im Stillen, daß er beim Beschauen des Schiffes diese große Merkwürdigkeit übersehen hatte. Sogleich ertheilte er mehreren seiner besten Ruderer den Befehl, mit Erlaubniß des Kapitäns, in Begleitung einiger Matrosen ein Kannot zu besteigen, um nach dem Schiffe zu rudern, und das Wunderthier in möglichst kurzer Zeit hieher zu bringen. Das Kannot stieß vom Lande mit dem Auftrage: die alte Katze zu holen, und die

zurückbleibende Gesellschaft suchte sich indeßen die Zeit mit Plaudern, Rauchen, Trinken und Spielen zu vertreiben. Der König erkundigte sich auf das Angelegentlichste nach den Sitten des Landes aus dem seine Gäste herkamen, und der Kapitän versäumte nicht, ihm einen hohen Begriff von seiner Heimath beizubringen. Auf ziemlich prahlerische Weise erwiederte dieß der König, und da Haakmann keinen kräftigern Beweis für die Ueberlegenheit der weißen Menschen sogleich bei der Hand hatte, obwohl er Alles was ihm der König zeigte und erklärte, aus guten Gründen sehr lobte, so erinnerte er denselben nun an die Macht die sie besäßen: donnern und blitzen zu lassen so oft es ihnen beliebe, und ihre Feinde damit nach Gefallen zu vernichten. Von dieser letzten Wirkung der Schießgewehre hatte der König noch keinen eigentlichen Begriff, nud da er den Wunsch äußerte, dieselbe auch näher kennen zu lernen, so zog Haakmann eines seiner Pistolen aus dem Gürtel, bat mehrere Indianer zurück zu treten, und ihm einen freien Platz auf die Ratten zu lassen, und streckte dann durch einen Pistolenschuß eines dieser Thiere auf den Boden hin, daß es nie wieder aufzustehen versuchte. Wie vernichtet floh die Versammlung auseinander, und suchte in wilder Flucht ihr Heil, während selbst die Ratten und Mäuse ihren Verstecken in langen Sätzen zueil-

ten, sich schnell darin umdrehten, und nun mit blinzelnden Augen den Kopf bald auf diese, bald auf die andere Seite drehend aus ihren Löchern heraussahen, bis der erste Schreck in ihrem Blute ausgetobt, und sie sich langsam wieder, eine nach der andern, wie die geflüchteten Indianer auf dem allgemeinen Tummelplatze eingefunden hatten. Der König allein bemannte seinen Schrekken, und blieb dem Kapitän gegenüber sitzen, konnte sich aber eines geheimen Schauders doch nicht erwehren, und betheuerte nun, daß die Weißen im Besitz größerer Macht und Mittel wären, ihre Feinde zu tödten, als er und seine Landsleute, Von diesem Augenblick an fand er ein besonderes Intereße an den beiden Pistolen des Kapitäns und betrachtete sie lange.

Nachdem die Indianer sich von ihrem Schrekken und ihrer Bewunderung wieder etwas erholt hatten, lud der König den Kapitän ein, an den Würfelspiele theil zu nehmen. Mehrere Sclaven des Königs brachten auf einem Wink desselben verschiedene Matten herbei, die auf dem Boden ausgebreitet wurden, um die Würfel und mehrere artig geflochtene Körbchen voll kleiner grauer Steine, die als Spielmarken gebraucht wurden, darauf auszuschütten. Die Gesellschaft setzte sich nun in einem Kreise auf den Matten herum, die Spielmarken wurden ausgetheilt, und der König selbst eröffnete das Spiel, während

mehrere hintenstehende Sclaven von Zeit zu Zeit ein theeartiges, angenehm schmeckendes Getränk herumreichten. Die Spielmarken hatten schon früher die Aufmerksamkeit des Kapitäns gefesselt, und da er nun auch seinen Antheil erhalten hatte, so konnte er sie mit um so mehr Muße betrachten, besonders da das Spiel abwechselnd von einem an den andern kam, und die Indier mit aller Begierde ihre Gedanken nur auf dasselbe richteten. Er hatte bald herausgefunden, daß man diese Marken zwar auch in Europa kenne, aber unter einen andern Namen, und daß sie dort nur bestimmt seyen, ihren Glanz über gekrönte Häupter, oder an dem Halse und an den Fingern reicher, fürstlicher Personen auszustrahlen. Nun setzte er alle Schwingen seines Kaufmannsgeistes in Bewegung um einen Plan auszubrüten, der für ihn und dem Besitzer seiner Katze viele Procente abzuwerfen versprach. Er hatte sich jetzt überzeugt, daß er an der Quelle unerschöpflicher Reichthümer sitze und das längst gesuchte Land der ostindischen Schätze gefunden habe. Alle seine bisherigen astronomischen Untersuchungen und Beobachtungen hatten ihm noch immer keine vollkommen befriedigende Gewißheit über den Punkt der Erde gegeben, an den er durch den letzten Sturm verschlagen worden war, aber der Reichthum des Landes an allen Produkten südlicher Himmelsstriche, und

besonders an edlen Metallen und Edelsteinen, ließ ihm die sichere Vermuthung schöpfen, daß er auf der reichen Insel Borneo, der größten unter den Sundainseln, sich befinde.

Mit großer Vorsicht ging nun der Kapitän zu Werke, suchte den König vom Spiele abzulenken, und ihn für ein Gespräch über das zu erwartende Wunderthier zu intereßiren. Er suchte alle seine Eigenschaften auf die vortheilhafteste Weise aufzuzählen, berechnete den Schaden, den Ratten und Mäuse alljährlich in den Pflanzungen des Königs anrichteten, und der durch die Ausrottung dieser Thiere vermittelst einer oder mehrerer Katzen, seinen Vorräthen erspart würde, und versäumte nicht, dem Könige auf diese Art einen hohen Begriff von dem Werthe einer Katze beizubringen. Endlich verkündete ein Freudengeschrei vom Ufer her, die Ankunft der Matrosen und Insulaner mit der Katze, und ein Zug von Wilden begleitete diese, die alle mit unbeschreiblicher Neugierde das fremde Thier begafften, das ein Matrose unterm Arm trug. Sogar die leidenschaftlichen Spieler vergaßen ihre Würfel als der Zug sich näherte, und der König stand auf und ging den Zurückkehrenden entgegen, um die Katze förmlich nach seiner Hofetiquette zu empfangen. Welch eine Ehre für eine Katze! Das Thier wurde, nachdem es vom Könige und seinen Ministern sorg-

fältig nach allen Seiten betrachtet war, an den Kapitän ausgehändigt, der seine Mimi auf den Schoos nahm, um sie zu liebkosen und ihr den Buckel zu streichen. Aber bald krümmte sich derselbe zu einem gefährlichen Sprunge, denn Alles hatte vergessen die Ratten abzuwehren, die nun mit unverschämter Dreistigkeit sich in die gaffende Gesellschaft mischten, und an den Resten der stehen gebliebenen Speisen zerrten. Da schoß sie plötzlich wie ein Pfeil vom Arm ihres Herrn, so daß die zunächst stehenden Indier von panischen Schrecken ergriffen zurückstürzten, und knurrend würgte sie nun unter dem Heer der langschwänzigen Schmarotzer, so daß der Platz gar bald einer blutbefleckten, grausenvollen Wahlstatt glich, auf der die Besiegten in pfeifenden Tönen, zappelnd und zuckend ihr Leben aushauchten.

Da standen die Indier, theils von Schrekken theils von Staunen gefesselt, und wichen dann wieder bald auf diese, bald auf jene Seite, je nachdem der vierfüßige Würgengel seine unglücklichen Schlachtopfer verfolgte, und zuckten oft selbst vor Angst, oder schrien sogar laut auf wenn sie an ihnen vorüber schoß, um vor dem nächsten Loche einem den Garaus zu machen. Was von Ratten in dieser blutigen Bataille nicht gefallen war, hatte in großen Sätzen die Schanze gesucht, und bald sah man keinen die-

ser langschwänzigen Gutschmecker mehr nach ihrer frühern Weise das Leckermaul und die schnuffelnde Nase nach des Königs Gerichten strecken.

Nun setzte sie sich knurrend in die Mitte der Leichen, als wollte sie im Triumphe ihr Todenmahl über den Gefallenen feiern, und labte sich an den der Gewürgten. Da machten die Indier gewaltig große Augen, indem sie diese letzte Kriegssitte der ihrigen ähnlich fanden. Der König aber meinte, ein solches Thier wäre von unendlichem Werthe, und bot dem Kapitän die Hälfte seiner Schatzkammer dafür. Dieser stellte sich anfangs, als ob er sich weigere den Tausch einzugehen, gab aber endlich doch dem wiederholten Anerbieten nach und willigte ein. Aber wie erstaunte er, als er statt der gehofften Schätze von Gold und Edelsteinen nichts als eine Menge indianischer Waffen, einiges Flechtwerk aus Bast und Weiden, und andere für den Europäer unbedeutende Sachen fand! Er ließ also die Schatzkammer des Königs unberührt, und verlangte nur eine Anzahl Platten solches Blech, womit sie ihre Waffen und Kähne rc. verziert hatten, und einige Körbchen voll jener Steine, die sie als Spielmarken gebraucht hatten, und mit Vergnügen befahl der König sogleich eine Menge der gewünschten Sachen herbei zu schaffen, hoch erfreut daß ihm die kostbar-

sten Schätze geblieben waren die seine Schatzkammer enthielt. Der Kapitän hatte den Vorwand gebraucht, dem Könige nicht seine werthvollsten Geräthschaften berauben zu wollen, und so hatte er nun auch zugleich erfahren, daß die Indier den Werth des gelben Metalles und der unansehnlichen Steine nicht kannten. Nun wendete er sogleich eine zweite List an, die ihm vollkommen gelang, und ihm unermeßliche Schätze eintrug. Er bot dem König statt der alten Katze zwei junge, und zwar unter der Voraussetzung an, daß sie sich bald vermehren würden, und der König so nach und nach in den Besitz vieler solcher Thiere kommmen würde, schenkte ihm zuletzt noch eines seiner Pistolen und eine sehr schön gearbeitete Flinte, nebst vielem Pulver und Blei, und lehrte ihm den Gebrauch dieser Instrumente zu seinem Vortheile und zu seiner Sicherheit. Ueberglücklich durch die in seinen Augen so reichen Geschenke, und über das Anerbieten mit den zwei jungen Katzen, ließ der König als Gegengeschenk sogleich allen vorhandenen Vorrath an Blech und Steinen aus allen Hütten herbei holen, und bedauerte nur, daß in diesem Augenblicke nicht mehr zu haben sey, und daß er ein Schuldner des Kapitäns bleiben müsse. Nun nahte sich die Zeit des Abschiedes, und die eingetauschten Mineralien wurden in ein großes Kanot geladen das einige Indier

führten, die den Auftrag hatten, die jungen Katzen im Schiffe abzuholen. —

Mit aufrichtiger Freundschaft schied der Kapitän von dem König, und ersterer segelte unter dem Schalle der Musik die er bei sich hatte, von dem indischen Kanot begleitet, seinem Schiffe wieder zu. Dort angekommen, packte man die gewonnenen Schätze in Tonnen, händigte den Indiern die Katzen aus, und entließ sie noch mit verschiedenen Kleinigkeiten beschenkt, welche hocherfreut darüber, ihrer Heimath entgegensteuerten, und bald aus dem Gesichtskreise der Seefahrer entschwunden waren.

Mit doppelter Eile war nun der Kapitän bedacht, die Rückfahrt zu beschleunigen und ging bei günstigem Winde unter Segel. Aber, als ob das Schicksal neidisch über die Gunst des Glücks auf ihn gewesen wäre, oder als ob es zu dem Füllhorn seiner Schätze auch noch die Liebe zweier Herzen für Lorenzen gewinnen wollte; noch sollte er den ganzen Ernst des Wechsels seiner Laune fühlen, denn bald warf ihn ein neuer Sturm an die Küste einer der S. Eduards Inseln, dem Kap der guten Hoffnung gegenüber, wo er von Neuem genöthigt war zu landen, und sein abermals beschädigtes Schiff auszubessern. Das vierte Jahr war seit seiner Abreise schon vergangen, und noch war er fern von der Heimath. Der Kaufmann beklagte in

ihm einen treuen redlichen Verwanden, und nahm seit längerer Zeit schon dieß letzte Unternehmen für eine mißlungene Speculation. Lorenz war indessen hoch gestiegen in der Gunst des Glükkes und seines Herrn, aber sein Betragen gegen Letzteren und dessen Haus war dasselbe wie früher Es glich einer strengen Schule der Uebung aller Pflichten, die er als Mensch und Diener seinem Wohlthäter schuldig zu sein glaubte. Die Rettung Amaliens bei jenem Brande hatte Vater und Tochter zugleich von seinem Werthe überzeugt, und wie schon gesagt, von dieser Zeit an war er mehr der Liebling und der adoptirte Sohn und Bruder des Hauses als dessen Diener. Dieses innigen Verhältnisses ungeachtet aber, betrachtete er immer noch die frühere ehrerbietige Entfernung von beiden, und suchte nun durch ein wahrhaft kindlich treues Wirken diese Liebe zu erwiedern und zu verdienen. Auch hatte er bei all dieser Gunst das Schicksal seiner armen, treuen Aeltern in dem Doppelgrabe nicht vergessen, und wenn die große Welt sich an gesellschaftlichen Vergnügungen ergötzte nnd nach Lust und Freude jagte, dann fand sie Lorenz in dem Schooße der Natur, auf jenen heitern Fluren um die große Stadt, die er einst an Elternhand, oder jetzt am Arme eines treuen Freundes oft durchwanderte, oder auch im Friedhofe am Hügel der Geliebten, was Alles ihm der Freu-

den und Erinnerungen schönere gewährte, als Pfänderspiel und Tanz, als lärmende Gelagen, und leerer, eitler Prunk.

Deßwegen war er keineswegs ein Sonderling, oder vielleicht gar ein Feind der gesellschaftlichen Freuden; aber er fand diese nur nicht mitten im Lärmen, sondern im kleinern Kreise weniger Vertrauten; hier suchte er die kurze Zeit, die sein Geschäft ihm ließ, zu verleben. Mit seiner reinen Herzensgüte hatte er sich bald mehrere edle Jünglinge und Männer gewonnen, in deren heiterer lebensfroher Mitte er seine Erholung suchte und fand, wenn er von einsamen Wanderungen zurückkehrte, oder sein Tagwerk geendet hatte.

Wem wird ein solches Bild eines so vortrefflichen Jünglings nicht erfreuen! —

Amalie fühlte längst die Schuld, das ihr mit so viel Edelmuth gerettete Leben, auch ihm, dem Retter nur zu weihen, und gestand sich diese mit jungfräulicher Scham. Den fleißigen, bescheidenen, heitern Gespielen ihrer Jugendjahre, wünschte sie mit stiller Freude auch durch des Lebens ernster Tage an treuer, lieber Hand zu folgen. Des Vaters Wunsch und Freude war dieß längst gewesen, und so bemühten sie sich beide ihm ihre ganze Liebe und Dankbarkeit fühlen zu lassen. Alle diese schönen Verhältnisse

zusammen, schufen dem aufblühenden glücklichen Jüngling ein neues Paradies. —

Eben dachte man daran ein neues Schiff auszurüsten, und damit vielleicht das, durch das letzte verlorne Kapital wieder zu gewinnen, als ein Bote eintrat, und die Ankunft des Kapitäns meldete. Da war große Freude im Hause. Vater und Lorenz eilten sogleich an Bord des Schiffes den Kapitän zu bewillkommen, und noch am selbigen Tage wurde er zur Tafel gezogen. Lorenz fragte scherzend nach dem Befinden seiner Katze, und den Zinsen die sie ihm indessen getragen hätte, ohne dabei aber an etwas anders als an die Jungen zu denken, die sie ihm zurückbringen würde; aber welche Freude und welche Ueberraschung bemeisterte sich Aller, wie sie die Geschichte der Katze hörten, welche der Kapitän nun ausführlich erzählte! Der Kapitän war ebenfalls ein redlicher Diener seines Herrn, und verheimlichte also von den gewonnenen Schätzen auch nicht den kleinsten Theil.

Welch ein Reichthum in einem Hause das durch Ordnung in der Geschäftsführung, durch Sparsamkeit in Küche, Keller und Kleidung, durch einen sehr gemäßigten Aufwand, und durch Fleiß und Vorsicht im Handel sich ohnedieß schon zu einem der Ersten emporgeschwungen hatte? Unermeßlich waren die Schätze

welche das Schiff zurückgebracht, und die zum größten Theil nun dem, über die Wendung seines Schicksals erstaunten Lorenz gehörten. Nun war er auf einmal ein unendlich reicher Mann geworden, denn das gelbe Blech welches der Kapitän für seine Katzen erhalten hatte, war gediegenes Gold, und die grauen unansehnlichen Kieselsteine waren ungeschliffene Diamanten vom höchsten Werthe. Der höchste Lohn wurde ihm aber, als sein Prinzipal ihn öffentlich für seinen Sohn, und die bescheidene, liebenswürdige Amalie für seine künftige Gemahlin erklärte. Allgemeine Freude und Zufriedenheit über das Glück der beiden jungen Leute leuchtete aus allen Gesichtern, und nach wenigen Wochen segnete die Kirche einen Bund zweier Herzen, der schon lange im Stillen geschlossen, und so auffallend durch das Schicksal begünstigt worden war.

Schon längst hatte Lorenz zusammengespart, um den treuen Schlafenden im Kirchhofe ein Denkmal seiner Dankbarkeit zu setzen; dieß war das Erste was er jetzt ausführte, um einen Lieblingswunsch in seiner Seele zu befriedigen. Ihm folgte bald die Errichtung einer Erziehungsanstalt für arme verwaiste Kinder. Hunderte dieser Unglücklichen dankten ihm nachher einer besseren Erziehung und eine freundliche Wendung ihres traurigen Looses, und noch blüht das Andenken dieses Mannes im Segen, der

den Kelch der Armuth bis auf den letzten bittern Tropfen leerte, der aber auch jenes Sprichwort in seiner vollen Kraft und Wahrheit erfuhr: „Den Guten geht's zuletzt doch gut.“ —

# Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Die Herrschaft der Türken und ihre wachsende Macht ward gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dem griechischen Kaiserthume immer gefährlicher. Schon war die griechische Stadt Adrianopel in den Händen der Türken und unter Bajazet sogar, Constantinopel, die Residenz der griechischen Kaiser, denselben zinsbar. In einem Zeitraum von zweihundert Jahren bestiegen in der letzten Zeit fünfzehn Regenten den griechischen Kaiserthron, die meistens schwache Regenten waren, und durch Verrath und Grausamkeit, oder durch Treulosigkeit und ein lasterhaftes Leben denselben entehrten und daher auch ihr früheres Ansehen unter den Nachbarvölkern verloren.

Constantin XI. ein christlicher, kluger und tapferer Fürst, konnte daher trotz aller Anstrengungen und weisen Maaßregeln, die Eroberung der Stadt unter dem Sultan Muhamed nicht mehr verhindern, und verlor selbst dabei im Handgemenge mit den eindringenden Türken das Leben. 49 Tage lang hatte die Stadt die Belagerung von den Türken zu Land

und zur See ausgehalten. Hunger und Seuchen wütheten. Da beschloß der Kaiser zu kapituliren, und schickte deswegen eine Deputation an den Sultan. Die Abgeordneten kehrten aus dem Türkenlager zurück, aber der Sultan hatte etwas vergessen und schickte ihnen daher einen Trupp Reiter nach, sie einzuholen. Dieß gab in der Stadt Veranlassung zu einem Irrthume. Man glaubte es gelte eine feindliche Ueberrumplung und fing an zu schießen. Auf den Donner der Kanonen wurde das türkische Lager rege. Man eilte zur Unterstützung der Reiter herbei. Zu gleicher Zeit mit den Abgeordneten vor dem Pförtchen angekommen, das diesen zur Einlassung in die Stadt geöffnet ward, benutzten die Türken den Vortheil und drangen mit ein. Andere kamen nach, das Pförtchen konnte nicht mehr geschlossen werden, und so kämpfte man nun von Straße zur Straße, bis nach einem schrecklichen Blutbade die Stadt in die Hände der Türken kam, und durch den Tod des Kaisers dem griechischen Kaiserthum ein Ende gemacht war. Muhamed II. nahm nun fröhlich Besitz von der herrlichen und reichen Stadt und dem kaiserlichen Pallaste, und die kostbar gebaute und reich geschmückte St. Sophienskirche ward mit Rosenwasser gereinigt und zur türkischen Moschee eingerichtet. Von nun an war die Herrschaft der Türken in Europa gegründet,

und ihr blutiger Scepter trug Mord und Verheerung in alle angränzenden christlichen Länder. Sie boten Alles auf, die Christen, die ihrem tyrannischen Scepter unterworfen waren, durch Güte oder Strenge, durch Ueberredung oder Grausamkeit zum Uebertritte zu ihrer Religion zu bewegen. Nur mit der größten Anstrengung und durch große Opfer gelang es der griechischen Geistlichkeit zu Constantinopel die freie Uebung ihrer Religion in einigen noch erhaltenen Kirchen zu sichern, und tausende fielen als Opfer ihres Glaubens in jenem ungleichen Kampfe. In diese Schreckenszeit für die griechische Christenheit der damaligen Zeit, fällt die Geschichte zweier Brüder, die von gleichguter Erziehung und anfangs gleichfesten Grundsätzen: für ihre Religion selbst das Leben zu lassen, — als merkwürdiges Beispiel der Regierung des menschlichen Schicksals durch Gottes weise Hand uns gelten mögen.

Theodosius, ein angesehener und wohlhabender Bürger der Stadt Constantinopel, war in dem Kampfe geblieben, und hinterließ zwei Söhne, damals noch im zarten Knabenalter, auf die er große Hoffnungen gebaut hatte. Er selbst, ein Mann voll Eifer in seinen Glauben hatte schon in der frühesten Jugend seinen Kindern dasselbe Feuer in ihren jugendlichen weichen Seelen zu entzünden gesucht, und sah seine Be-

mühungen vom besten Erfolge gesegnet. Als die Türken Sieger geblieben waren, durchsuchten sie alle Häuser und Winkel der Stadt, theils nach verborgenen Schätzen, theils nach versteckten Christen, um dieselben zu ermorden, oder zu Gefangenen und Sclaven zu machen.

So fanden sie also auch die beiden Brüder, die sich in ihrem älterlichen Hause bisher verborgen gehabt hatten.

Sie wurden einem türkischen Anführer ausgehändigt, der mit eigener Hand ihren Vater ermordet, und sich in den Besitz ihres väterlichen Erbes gesetzt hatte.

Schön und blühend von Gestalt, zwei hoffnungsvolle Knaben, behielt sie der Pascha für sich, und benützte sie als Sclaven in seinen eigenen Diensten. Der rauhe Mann hatte die beiden holden Knaben lieb gewonnen, und suchte sie daher durch viele Schmeicheleien und Versprechungen in Güte für seinen Glauben zu gewinnen. Er hatte allen Aufsehern befohlen, sie mit mehr Nachsicht und Schonung zu behandeln, und gewährte ihnen manche Erleichterung in ihren Diensten gegen andere seiner Sclaven. Aber der Vater, der vielleicht lange schon das drohende Unglück: den Sturz des Kaiserthums durch die Türken, und die dadurch herbeigeführte kirchliche Unordnung im Staate voraus sah, hatte von jeher die Knaben mit voller Kraft

seiner Rede in der Treue und Anhänglichkeit an ihren Glauben zu befestigen gesucht, und mit reichem Wucher wurzelte und blühte derselbe in den jungen, frommen Gemüthern. Bald hatten sie die Glaubensübungen und öffentlichen Andachten innig lieb gewonnen und sich ihren Herzen als Bedürfniß eingeprägt. Auch jetzt noch eilten sie den Kirchen, wenn es ihnen möglich war, den Freistätten ihres gehaßten und unterdrückten Glaubens zu, um den Kummer ihrer Herzen an dem Altare auszuschütten, und da Trost und Ruhe sich zu holen, und Stärke von oben in ihren Leiden zu erflehen. Alle gütlichen Bemühungen des Pascha waren daher vergebens. Nichts konnte die beiden frommen Knaben zu einer Aenderung des Glaubens bewegen, denn sie hatten die Kraft des ihrigen schon so oft an ihren jungen Herzen erfahren, und sahen oder hörten zugleich ermuthigende Beispiele anderer Märtyrer. Fast täglich bedeckten des Morgens die Straßen von Constantinopel viele Leichen ermordeter Christen, an denen herumirrende Schaaren heißhungriger Hunde sich sättigten, oder Hunderte von Christenköpfen prangten auf den Wällen und Pallisaden der Stadt, und dienten dem fanatischen Türkenpöbel zum Stoff seines hämischen Spottes, oder seiner lästernden Schmähungen gegen den Glauben der Christen! Die Geistlichen, die sich bemühten, den Sterbenden

oder Gemarterten Muth und Stärke zum letzten Kampfe mit den Worten des Evangeliums, oder aus den Briefen und Beispielen der Apostel einzuhauchen, büßten häufig die Erfüllung dieser Pflicht an einem Pfahle, an den man sie gespießt, oder an einem Thierpfosten, an den man sie gehängt hatte, nachdem sie zuvor noch auf eine gräßliche Weise verstümmelt worden waren. Nasen und Ohren abschneiden, die Zunge herausreißen, und die Augen ausstechen, oder die Haut über den Kopf ziehen, und den geschundenen Theil mit heißem Oele zu begießen, und ihn so nach und nach förmlich zu rösten, waren gewöhnliche, an die Tagesordnung gekommene Quälereien, denen wohl am Ende der Körper, aber nicht der Geist erlag, und in deren Erfindung man sich zu überbieten suchte. Nie haben unmenschlichere Sieger den Heldenruhm mit gräßlichern Thaten geschändet, und die Welt mit größerem Schrecken erfüllt, als es von jeher die mohamedanischen Fanatiker gethan und zu ihrem Ruhme gerechnet haben.

In solchen Händen waren also unsere beiden kleinen Glaubenshelden. Schon vielen Versuchen zur Aenderung ihres Glaubens waren sie widerstanden, kein gutes Wort, nicht die gelindere Behandlungsweise hatte sie bewegen können, denselben zu verlassen, da änderte sich plötzlich die Sprache ihrer Peiniger. Man legte

ihnen doppelte und dreifache Arbeit auf und schmälerte die Kost von Tag zu Tage, man suchte durch körperliche Züchtigungen und Quälereien aller Art ihre Standhaftigkeit zu erschüttern, und erreichte — nichts, man stieß sie unter die Haufen der gewöhnlichen Sclaven, und verwandte sie zu den niedrigsten Frohndiensten; Alles war vergebens. Die Brüder ermahnten sich gegenseitig mit unermüdeter Geduld alle diese Prüfungen zu ertragen, und treu und fest in ihrem Glauben zu beharren.

Viele der übrigen Sclaven hatten sich durch Qualen oder Ueberredung zum Uebertritte bewegen lassen und dadurch ein besseres Loos erlangt. Man ernannte gewöhnlich solche Treubrüchige zu Aufsehern der andern, und nicht selten erfuhren ihre frühern Glaubensbrüder die härteste Behandlung durch sie. Dieß Alles konnte sie nicht irre machen in ihrer Treue. Da wurde ihnen endlich das Todesurtheil angekündigt. Mit Ruhe und Standhaftigkeit vernahm es der ältere, mit Schauder und Entsetzen der jüngere Bruder. Nur eine Wahl hatte man ihnen gelassen, den Glauben abzuschwören, oder mit verstümmeltem Körper an einem kleinen Feuer langsam zu braten, nachdem man ihnen zuerst die Haut über den ganzen Körper gezogen, und denselben mit heißen Oele getränkt hatte. Diesem schrecklichen Urtheile erlag die Standhaftig-

keit des jüngern Bruders, und die Liebe zum Leben hatte endlich über seine Glaubenstreue gesiegt. Er versprach, was man von ihm verlangte, und wurde augenblicklich in Freiheit gesetzt.

Nicht so war es mit dem ältern Bruder. Ihn begeisterten die Lehren und Ermahnungen des Vaters, das Beispiel seines Heilandes und der Apostel, und die Standhaftigkeit so vieler anderer Märtyrer hatte seine Seele ebenfalls ermuthigt, und mit Trost und Hoffnung, mit Ruhe und Freudigkeit erfüllt. Mit inniger Betrübniß sah er den Wankelmuth und die Untreue des Bruders, aber keine Thräne, keine Bitte, keine Vorstellung vermochte denselben mehr zum Rücktritt zu bewegen, und die Schrecken des Todes durch die Hoffnung einer nahen seligen Zukunft zu besiegen. Der Pascha hatte den Uebergetretenen mit Lob und Ehre überhäuft, und auf die Versicherung desselben, daß der ältere Bruder sich gewiß auch noch dazu bequemen werde — die Vollziehung des Todesurtheils an demselben noch hinausgeschoben. Aber immer wollte sich keine Aussicht zur Bekehrung desselben und kein Zeichen der Reue wahrnehmen lassen. Da riß endlich die Geduld des Tyrannen und sein Tod ward von Neuem festbeschlossen. Der Pascha hatte auf seinen geraubten und erbeuteten Gütern, dem Eigenthum der Brüder, unter

andern auch eine Ziegelbrennerei errichten lassen, und die Aufsicht über dieselbe einem abgefallenen Christensclaven anvertraut.

Er selbst ging jetzt dahin, um die Zeit zu erfahren, wann wieder geheizt und Ziegel gebrannt würden. Nach wenigeu Tagen sollte also der ältere Bruder das Leben in der Flamme verlieren. Der Aufseher hatte die Weisung erhalten: den Ofen doppelt zu heizen und den Ersten der kommen — und sich erkundigen würde, ob der Befehl des Herrn vollzogen sey, ohne weitere Umstände den Flammen zu übergeben. Der verhängnißvolle Tag brach an. Kaum hatte der Tyrann ihn erwarten können. Schon am Vorabend hatte man sich mit unmenschlicher Freude über die Qualen des ausersehenen Opfers unterhalten, und diese Freude am nächsten Morgen erneuert.

Der ältere Bruder hatte den Auftrag erhalten, sich nach dem Vollzug eines Befehles an gedachtem Orte zu erkundigen, und war auf diese Weise das bestimmte Opfer. Aber: Der Mensch denkt und Gott lenkt! Kaum hatte er das Haus des Tyrannen verlassen, mit dem Vorsatze der treusten Pflichterfüllung, da trafen süße Klänze sein frommes Ohr. Die Glocken einer nahe gelegenen Kirche luden die Treugebliebenen zum Dienste ihres Herrn und Meisters ein, und wie von einer unsichtbaren

Hand geleitet, zog auch ihn die heilige Feier in das langersehnte Heiligthum. Das Heiligste, in hochgehobener Hand des Priesters, bei seinem Eintritte erblickend, warf er demüthig sich zur Erde nieder und betete mit der versammelten Gemeinde lange, still und feierlich. Des Herrn Nähe hatte sein Herz von dem Irdischen abgezogen und mit dem Himmlischen erfüllt. Er vergaß in seliger Gemeinschaft mit ihm alle seine bisherigen Leiden und betete aus voller Seele zu Gott, daß er sein Schicksal und seines Tyrannen Herz regieren und ihm selbst Muth und Kraft genug zur Treue in seinem Glauben schenken möge. Nachdem er lange gebetet und den Segen der Kirche empfangen hatte, eilte er, so viel als möglich, seines Auftrages eingedenk, denselben auszurichten. Aber er hatte eine ziemlich lange Zeit im Heiligthum beim Gebet zugebracht. Der Pascha, der ihn schon längst in den Flammen begraben glaubte, hatte den jüngern Bruder ihm nachgeschickt, um zu erfahren, mit welcher Standhaftigkeit der ältere seinem Tode entgegen gegangen sey. Da nun dieser noch in der Kirche war, als der jüngere an dem bewußten Ort anlangte, hielt ihn der Aufseher für das bezeichnete Opfer, ließ ihn ohne weitere Umstände ergreifen, und trotz allen Versicherungen und Beschwörungen, daß er der Rechte nicht sey, in den glühenden Ofen werfen; inzwischen

hatte der ältere die Kirche verlassen, und war herbeigeeilt, sich zu erkundigen, ob der Auftrag des Herrn vollzogen sey. Da wieß man ihm mit schadenfroher Miene die Flammeu, und erzählte den ganzen Hergang der Sache, und das Jammern und Sträuben des Unglücklichen. Jetzt wurde ihm erst der Grund seiner Sendnng klar.

Mit aufrichtiger tiefer Rührung bedauerte er das Schicksal seines unglücklichen Bruders, und viele Thränen flossen über seine Wangen. Aber noch klarer und deutlicher ward ihm die Regierung der menschlichen Schicksale durch den Willen und die Macht des Allerhöchsten. Mit neuem Vertrauen, obwohl auch mit tiefem Kummer erfüllt, kehrte er zum Tyrannen zurück, den Ausgang der Sache ihm zu erzählen. Schon als dieser ihn sah, wollte er seinen Augen nicht trauen, denn er konnte sich ohnmöglich dieß Räthsel erklären. Da erzählte der Gerettete, wie und was er gebetet, und erkannte mit edlem Freimuthe, daß ihm der langentbehrte Gottesdienst über den Dienst, den er ihm, dem Tyrannen schuldig, gegangen sey, und fügte noch hinzu, wie er hierin nur das Gedächtniß seines seligen Vaters geehrt habe, der ihn oft zum fleißigen Besuch der Kirche ermahnt, auch wenn er dringende Geschäfte zu verrichten hätte. Nun erkenne er den Finger Gottes um so deutlicher noch in seinem Schicksale und Nichts, sagte er dann noch, könne ihn

je mehr wankend machen in seinem Glauben. Der Türke hatte mit Staunen und Verwunderung die ganze Erzählung mit angehört, und diese sichtbare Fügung Gottes rüttelte mit gewaltiger Kraft in seinen bisherigen Grundsätzen. „Ich sehe nun klar,“ sagte er, „wie wenig der Mensch vermag, wenn er vermessen in den Gang des Schicksals greifen will. Ich bereue von Herzen, was ich bisher dir und deinem Bruder zu leide gethan habe und wünsche nichts sehnlicher, als den Uebertritt zu eurer Religion. Geh nun, und hole mir einen von euern Geistlichen, daß er mich vorbereite zum Uebertritte, denn ich will in Zukunft euern Gott verehren. Er wird mir gnädig seyn und meine Sünden mir vergeben.“ Der junge Christ wußte nicht gleich, ob er den Worten glauben sollte, die er gehört hatte. Mit freudiger Verwunderung sah er seinen Herrn an, auf dessen Gesicht sich nicht mehr seine frühere Härte zeigte, und dessen Züge in Trauer und Rührung zerflossen waren. „Nun,“ sagte der junge Maun, „ein neuer Beweis der Wahrheit des biblischeu Ausdruckes: Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist“ — und erzählte dem Pascha, wie er in der Kirche auch für seine Bekehrung und Sinnesänderung zu Gott gebetet habe. Der Pascha umarmte jetzt seinen bisherigen Sclaven, nannte ihn Bruder und bat mit Thränen an seinem

Halse, daß er ihm Alles vergeben möge. Hierauf ward ein Geistlicher geholt und das Haus des alten Theodosius ward von Neuem zum Tempel der Verehrung des Herrn geweiht. Das Werk der Bekehrung gedieh unter dem Schutze des Himmels, und in des Türken Herzen fing der Saame des Evangeliums an seine guten Früchte zu tragen. Bald ward er durch die beiden Sacramente aufgenommen in den Bund der Kirche, und an Einem Tag fiel die Last des Glaubens. Fesseln sowohl von seinem Herzen als auch vom Arme aller seiner bisherigen Christensclaven. Das Abendmahl des Herrn versammelte Alle an dem Hausaltar und der Gruß des Friedens wiederholte sich von Mund zu Munde. Aber hier in Constantinopel war nun ihres Bleibens nicht mehr, der junge Theodosius hatte in aller Stille unter Beihülfe einiger Vertrauten, mit den Schätzen des Pascha ein Schiff ausgerüstet, um in Gemeinschaft mit den Neubekehrten und den befreiten Sclaven an der italienischen Küste zu landen. Ihm selbst war längst sein Eigenthum zurückgegeben, und als das Schiff bereit stand, Herr und Sclaven dasselbe betreten hatten, da bließ der Wind in die geschwellten Segel, und bald lag Constantinopel, jetzt der Sitz der Wuth der Verfolgung, der Grausamkeit und Gotteslästerung, weit hinter dem Rücken der Fliehenden. Bald nahm sie

die Hauptstadt des damals blühenden Handelsstaates Venedig auf. Unter den ehemaligen Sclaven des Pascha befand sich ein geborner Venetianer, von adelicher Abkunft und ehemals Maltheserritter. Er war schon seit vielen Jahren in türkischer Gefangenschaft, uud begrüßte nun zum Erstenmale wieder als freier Mensch den heimathlichen Heerd. Aus Dankbarkeit stand nun sein Haus dem Pascha und allen übrigen offen. Wer schildert nun wohl die Freude seiner Angehörigen? Fest folgte auf Fest zu Ehren der Ankömmlinge, und von nun an trennte die Neuangekommenen kein Vorurtheil und kein Unterschied mehr. Bald war ein schönes großes Gebäude gefunden und angekauft, und seine Mauern beherbergten nun lange die neue friedliebende Brüderschaft.

Bei ihren Unterhaltungen über die Vergangenheit und Gegenwart, über den sonderbaren Wechsel ihrer Schicksale, über die Kraft des christlichen Glaubens, und seine vielseitigen Verfolgungen und Siege, sagte dann oft der junge Theodosius mit feierlichem Ernste: Der Mensch denkt, aber Gott lenkt, und Alle stimmten einmüthig diesen Worten bei. —

---

# Die feindlichen Brüder.

In einem fernen Thale der Schweizergegenden, ringsum von Hügeln eingeschlossen, auf denen die Rebe an dem Pfahle grünt, und das süße Blut der Traube reift, erhob sich mitten aus dem Rebenlande das Haus, das zwei Brüder ihre Heimath nannten, an denen sich die Schuld der Leidenschaft mit schwerem Arm gerächt.

An einem Tage geboren und einem Leben angekettet, das alle seine dunkeln Loose gegen sie gerichtet hatte, waren sie dazu bestimmt, dasselbe auch an einem Tage zu verlassen.

Der Vater, ein reicher Gutsbesitzer, dem das Glück auf jeder andern Seite immer die vollen Hände bot, hatte schon am Tage ihrer Geburt, eine liebe, theure Gattin zu beweinen, der die Geburt dieser beiden Unglücklichen das Leben gekostet hatte. Trostlos über seinen Verlust, suchte er lange Zeit Trost und Beruhigung bei dem Gedanken an die Kleinen, für deren sorgfältige Pflege er Alles aufbot, was ihm zu Gebote stand. Er sah, als sie etwas herangewachsen waren, mit Freude und Vergnügen

ihren kindischen Unterhaltungen und Spielen zu, entdeckte aber nicht, ohne die innigste Besorgniß neben den ersten Lichtfunken ihrer erwachenden Talente, sowohl bei dem einen als bei dem andern, das wuchernde Unkraut des Eigensinnes, der Verwegenheit, des Jähzorns, der Unversöhnlichkeit und Rachgierde und anderer Untugenden. Schon in der zartesten Jugend ward mit Hartnäckigkeit gestritten und widersprochen, und die ausgesprochene Meinung im Nothfalle dem andern sogar mit der Faust, oder irgend einem Spielzeuge in der Hand einleuchtend gemacht. Dadurch wurzelte schon frühe in dem jungen Herzen ein Widerspruchsgeist, und ein Haß, der mit dem Jahren immer mehr erstarkte, und für die Zukunft den wachsamen Vaterherzen Alles besorgen ließ. Keine Gelegenheit ward übersehen, durch Rede und Ermahnung die feindlichen Herzen auszusöhnen und sich näher zu bringen, aber alles schien vergebens. Des Vaters eigenes Beispiel in Friedliebe und Versöhnlichkeit, that immer nur eine schnell vorübergehende Wirkung, und bald durfte man sie nicht mehr ohne förmliche Aufsicht und Bewahrung lassen. Da gab ihnen der Vater einen Hofmeister von ausgezeichneter Bildung, und einem eben so ausgezeichneten Herzen. Er glaubte durch die Macht der Wissenschaft und das helle Licht der Religion, das Uebel in der Wurzel zu ersticken, und ließ

kein Mittel zu ihrer Besserung unversucht. In ihren Studien machten sie vortreffliche Fortschritte, aber auch in ihren übrigen leidenschaftlichen Wesen gegen einander blieben sie leider nicht zurück. Die Lehrsätze der verschiedenen wissenschaftlichen Fächer gaben bald unerschöpflichen Stoff zu neuen Streitigkeiten, und da Jeder nach eigener origineller Weise das Gelernte in sich aufnahm, so war des Haders bald kein Ende mehr. Der erste Hofmeister, einer solchen Stelle müde, trage sie auch, was sie wolle, da er alle Versöhnungsversuche vereitelt sah, verließ das Haus und an seine Stelle kam ein zweiter; weniger gewandt als der erste, das Feuer der Streitsucht in seinem erstern Auflodern zu ersticken, wurden unter seiner Aufsicht bald die Ausfälle heftiger, und nicht selten schon mit den entehrendsten Schmähworten begleitet. Tiefgekränkt über ein solches Benehmen, verließ er einst im Unmuthe das Lehrzimmer, und eilte ins Freie, um seinen Aerger zu vergessen.

Kaum hatte er einen gegenüber liegenden Hügel erreicht, von dem aus man alles sehen konnte, was in demselben vorgieng, so ward er mit Entsetzen gewahr, daß jeder sich seines Federmessers als Waffe zur Vertheidigung gegen die Angriffe des andern bediente. Vom Schrecken beflügelt, eilte er ins Zimmer zurück, trennte die Erzürnten, und eine derbe körperliche Züch-

tigung vom Vater unterdrückte die letzten Aeußerungen ihrer Wuth. Nun ward leicht eingesehen, daß Trenuung noch das einzige Mittel sey, ein etwaiges Unglück zu verhindern.

Der Vater ließ daher sogleich am nächsten Tage einspannen, um nach einer entfernten Stadt zu fahren, und den Erstgebornen dort auf ein Gymnasium zu thun, und hoffte nun das rechte Mittel vielleicht doch getroffen zu haben. Von dem in der Stadt befindlichen langten Briefe an, die eine Sehnsucht nach dem Vaterhause und sogar nach dem Bruder ausdrückten. Bald kam nun die Ferienzeit herbei. Man freute sich auf die Wiedervereinigung der beiden, und gedachte der Versöhnung große Opfer zu bringen. Der Vater ließ daher für Jeden eine ganz neue Kleidung und andere Geschenke in Bereitschaft halten, um sie an ihrem Geburtstage, der gerade an dieser Zeit fiel, damit angenehm zu überraschen. Wie groß hatte man sich aber verrechnet. Kaum betrat der Heimgekehrte das väterliche Haus, kaum hatten die Blicke der beiden Brüder sich begegnet, so verkündete die hohe Zornesflamme im Gesicht die innerliche Stimmung, mit der sie sich die Hände reichten. Kein brüderliches Wort ward fortan mehr gewechselt, und nur im Zorn trafen ihre Blicke aufeinander. Der Schmerz des Vaters war unbeschreiblich. Jede schöne Hoffnung war

vereitelt. So verging die Zeit der Ferien, und beide freuten sich auf die Trennung. Doch kaum vergingen einige Tage, so stellte sich bei Jedem die Sehnsucht nach dem andern wieder ein. Niemand wußte sich dies Räthsel zu erklären. Der Vater vermied jede Gelegenheit, bei der sie sich wieder sehen konnten. Endlich nahte die Zeit, daß beide die Universität beziehen mußten. An Wissen reich, und mit besonderer Vorliebe für ihr Fach bezog der eine die Universität Jena, um daselbst die Rechte, der andere die Universität Halle, um daselbst Medicin zu studiren.

Mittlerweile fingen sie an ihren Haß gegen einander mit Abscheu zu betrachten, und ihre Briefe athmeten sogar am Ende Zärtlichkeit und brüderliche Liebe. Sie beleuchteten nun mit dem Lichte der Vernunft ihre frühere Begegnung, und beschworen sich gegenseitig, in Zukunft nur den edleren und natürlicheren Gefühlen der Freundschaft und Bruderliebe in ihren Herzen Raum zu lassen. Manch schöner Brief ward gewechselt, das innige Verhältniß auch dem Vater mitgetheilt, der diesen freundlichen Schimmer der Hoffnung einer endlichen Versöhnung, doch endlich noch am Abende seines Lebens herauf dämmern sah, und sie vor seinem Tode noch zu sehen wünschte. Aber dieser letzte Wunsch blieb unerfüllt. Er starb wenige Tage früher, als die beiden Brüder fast zu gleicher Zeit im älter-

lichen Hause eintrafen. Die Nachricht von des Vaters Tode war ihnen schon entgegen gekommen, als sie sich den heimathlichen Thälern nahten, und mit Gram und Kummer über seinen Verlust, und mit gespannter Erwartung auf ihr Wiedersehen, betraten sie die heimathliche Schwelle. Doch ach! als ob der Engel der Zwietracht sich zwischen sie gesellt und jeden frühern Friedenstraum aus ihrer Seele und aus ihrem Herzen verscheucht hätte, ihr Wiedersehen war kalt und abstoßend, und nicht die gemeinschaftliche Trauer und nicht die Bande des Bluts vermochten den Blicken die Theilnahme und Wärme zu geben, mit der sich Brüder sonst begegnen. Nun ging es an die Theilung des väterlichen Erbes. Ein Testament ward vorgefunden, in dem des Vaters letzter Wille hieß; daß dem Erstgebornen die Wahl frei stünde, ob er das väterliche Haus mit allen dazu gehörigen Gründen, oder das baare Geld, in verhältnißmäßig gleichem Betrage, mit dem Werthe der Grundstücke für sich behalten wolle. Dieser wählte das baare Geld. Der Letztgeborne beharrte auf gleiche Theilung beider Theile. So entspann sich bald ein Streit. Jeder beharrte eigensinnig auf seiner Forderung. Da brach der Sturm mit allen seinen Schrecken los, die Furien des alten Haßes und der Zwietracht wütheten im ganzen Hause, und ach! — da, wo die Bruderliebe die Früchte der Ein-

tracht und Verträglichkeit, und eines nie gestörten Friedens tragen sollte, da tränkte bald das Blut der Unglücklichen den dürren Boden, auf dem schon frühe die Pflanze ihrer Liebe welkte. Vom Wahnsinn seiner Leidenschaft dahin gerissen, griff Jeder nach dem Mordgewehr, das er nach damaliger Studentensitte an seiner Seite trug, und beide wälzten sich nach wenig Augenblicken in ihrem Blute.

Was wars nun wohl, was sie gemordet? Vielleicht des Schicksals unbeugsamer Wille? O nein! das unbewachte Herz, die nie im Ernst gebrochene Leidenschaft der Jugend.

Willst du mein Kind! vor solchem Unglück sicher seyn,
So wende früh den Blick ins eigne Herz hinein.

---

*P. C. Geissler inv. Nbg.*

Der durch Schiffbruch reich gewordene Engländer.

# Der durch Schiffbruch reich gewordene Engländer.

Eine Robinsonade.

William, der Sohn eines reichen Bürgers zu London, zeigte schon in seiner frühesten Jugend eine besondere Vorliebe für die Studien der Astronomie, Geographie und Schiffahrtskunde. Alles, was dahin einschlug, das Zeichnen geometrischer Figuren und Sternbilder nach dem Himmelsglobus, das Lesen von Reisenabentheuern und geographischen Nachrichten über entfernte Länder und Weltgegenden, war immer seine Lieblingsbeschäftigung, der er so eifrig nachhing, daß er oft von seinem Vater empfindlich zur Rechenschaft gezogen wurde. Der Vater wünschte, daß William sich zu irgend einem andern Studium entschließen mögte, als zu dem des Seewesens, aber vergebens. Williams ganzes Streben ging dahin, die Länder und Erdtheile mit eignen Augen zu sehen, von denen jedes neuankommende Schiff neue Wunder erzählte, die nun ihm den reichsten Stoff zu den wunderbarsten Schöpfungen seiner abentheuer-

lichen Phantasie darboten. Sein Verlangen, die Welt zu sehen, war so groß, daß er dem Vater mit unaufhörlichen Bitten anlag, ihm die Erlaubniß dazu zu ertheilen. Keine Vorstellung der Gefahren vermochte etwas dagegen, und der Vater gab endlich im Unwillen nach, nachdem er zuletzt noch die Prophezeihung großer, ihm bevorstehender Unglücksfälle nutzlos angewandt hatte. —

Mit Geld und andern Bedürfnissen reichlich versehen, verließ er das älterliche Haus und eilte mit glühendem Reisedurst nach Amsterdam, um sich daselbst, uach einer vorhergegangenen Verabredung mit einem nahen Verwandten, nach Ostindien einzuschiffen. Der Vater hatte die Sache selbst so eingeleitet, um den unerfahrnen, unüberlegten Jüngling, doch wenigstens unter der Aufsicht eines im Seedienste gereiften Angehörigen seines Hauses zu wissen, von dem er hoffen durfte, daß der Jüngling bei ihm am besten untergebracht sey. Auch hatte der Amsterdamer einen Sohn, der mit William in gleichem Alter, uud von demselben Geiste beseelt war, der diese Reise ebenfalls zum Erstenmale mitmachte. Bald nach der Ankunft Williams in Amsterdam, bestieg man bei günstigem Winde das Schiff, lichtete die Anker, und flog nun mit geschwellten Segeln über die spiegelglatte Fläche der See nach dem Lande des Glücks dahin.

Williams Geist durchstreifte schon lange im Voraus die blühenden Gefilde seiner Sehnsucht, bewunderte den Reichthum und die Schönheit der Länder, die er besuchen wollte, sah sich schon wieder heimgekehrt zum Lande seiner Geburt, und hörte sich mit unendlichem Wohlbehagen in der Mitte seiner Freuude, von seinen glücklich bestandenen Reiseabentheuern und den Vorzügen der besuchten Länder und Völker erzählen. In solchem Traume wiegte sich sein jugendlicher Geist, und fühlte sich bald von der hinreißenden Macht der Schönheit dieser Länder, bald von dem wunderbar behaglichen Zauber des Ruhmes auf lichten Schwingen dahin getragen. Seine Sehnsucht, die den Knaben schon nach dem Abentheuerlichen und Ruhmvollen trieb, hatte jetzt volle Nahrung und mit wahrem Heißhunger verschlang er Alles, was sich seinem Geiste Neues und noch Unerhörtes darbot. Vom Glücke über alles begünstigt, war bald ein bedeutender Seeweg zurückgelegt, so, daß man sich schon dem Kap der guten Hoffnung an Afrikas südlichster Spitze näherte. Um dem Fort, in dessen Hafen man einlaufen wollte, die Ankuft des Schiffes zu melden, sollten mehrere Kanonenschüsse gethan werden. Alles war froh Land zu erreichen, und frische Lebensmittel zu erhalten, und überließ sich jetzt in seiner Nähe ganz diesem behaglichen Gefühl. Besonders William und sein Freund und Vetter sahen

mit gespannter freudiger Erwartung der nächsten Viertelstunde entgegen, in der man ans Land steigen und die ersten Genüsse fremder Erscheinungen würde einnehmen können. Sie hatten deßwegen den vordersten Theil des Schiffes bestiegen, um von hier aus Alles sogleich besser besehen zu können. Da rollte der erste Schuß über die Tiefe dahin und erweckte das Echo im Fort, aber fast in demselben Augenblicke geschah ein zweiter fürchterlicher Knall; das Schiff flog mit allen seinen Bewohnern in die Luft, und fiel in unendlichen Trümmern in die Tiefen der See. Ein Constabler hatte aus Unvorsichtigkeit Feuer in die Pulverkammer gebracht, und dadurch das Unglück herbeigeführt. William und sein junger Freund hatten durch ihren auf dem Schiff eingenommenen Platz das Glück, bei der ersten Wendung desselben ins Wasser zu fallen, und behielten dadurch das Leben, während die ganze übrige Mannschaft des Schiffes diesen Leichtsinn eines einzigen Menschen mit dem Leben büßte.

Im Fort hatte man mit Schrecken und Bedauern diesen unglücklichen Vorfall wahrgenommen und sich beeilt, den Verunglückten zu Hülfe zu kommen. William und sein junger Vetter waren die Einzigen, die man noch lebend dem Grab der Tiefe entriß, und mit Jammer und Entsetzen erfuhren sie bald, daß der Vater des letzteren ebenfalls in den Fluthen umgekommen sey. —

Nun waren mit Einem Male alle die schönen Pläne zerstört, die sie vor wenig Minuten noch mit ganzer Seele beschäftigt hatten. Das Unglück hatte mit rauher Hand in dieselben gegriffen, und was jetzt wirklich war, entbehrte ganz den lieblichen Farbenschmelz ihrer frühern Phantasien.

Beide hatten, obwohl sie am Leben geblieben waren, dennoch sehr unter den Trümmern gelitten, und man mußte jetzt nur bedacht seyn, die verletzten Theile ihres Körpers zu verbinden. Was außer Schiffstrümmern an Haabseligkeiten noch gerettet werden konnte, wurde von den Bewohnern des Orts aufgefischt und in Sicherheit gebracht, aber die ganze Baarschaft der beiden jungen Leute war verloren, und sie sahen sich nun dem Mildthätigkeitssinne ganz fremder Menschen anheim gegeben. Ihre körperliche Heilung bei der Pflege, die sie erhielten, ging gut von Statten, aber die Aussichten für die Vollendung ihrer Reise trübten sich mehr und mehr, je länger sie ihre hülflose Lage betrachteten. Dazu gesellte sich der Kummer um die Verlornen, und beide hatten an ihnen viel zu beweinen. Jetzt erinnerte sich William zum Erstenmale an die Prophezeiungen seines Vaters, und gedachte mit Scham und Reue seines Unglaubens; er wünschte vom Herzen, daß er den Warnungen des Vaters Gehör gegeben hätte und zu Hause geblieben

wäre, aber was ändert alle Reue an dem Geschehenen!

Er mußte nun in Geduld und Hoffen sein Schicksal ertragen lernen, und dieß kostete ihm manchen schweren Kampf. Nach erfolgter Wiederherstellung nahm der Kommandant des Forts die beiden jungen Leute unter die Zahl seiner Mannschaft auf, in der sie längere Zeit mit Auszeichnung um einen sehr geringen Sold dienten.

Williams mathematische Kenntniße kamen ihm hier vortrefflich zu statten, und bald sah er sich vom Kammandanten durch eine höhere Charge geehrt und belohnt, und somit auch etwas besser bezahlt. Mehrere Monate waren bereits vergangen, ohne daß sich irgend eine Gelegenheit zur Rückkehr oder zur Ausführung ihres Vorhabens gezeigt hatte. Endlich langte ein Schiff aus Batavia an, das auf der Rückreise nach Europa begriffen war. Es war ein englisches Fahrzeug, und William hätte also die schönste Gelegenheit gehabt, wieder in seine Heimath zu kommen. Aber die Liebe zum Reisen, und sein früherer abentheuerlicher Sinn war in ihrer ganzen vorigen Größe wieder in ihm erwacht, und die bereits glücklich bestandenen Gefahren erhöhten nun noch den Reitz derselben in seiner Phantasie und weckten den Durst nach neuen und größeren. Sein Freund dachte

jedoch anders. Die bisherigen Erfahrungen, der schmerzliche Verlust seines Vaters und eines großen Theiles seines Vermögens, die Kette von Uebeln und Unannehmlichkeiten, mit denen er seit dem Untergange des Schiffes gekämpft, hatten in ihm die Sehnsucht rege gemacht, in ein Land zurück zu kehren und wieder unter Menschen zu kommen, in dem, und unter denen er die schönsten Träume seines Lebens, die goldenen Tage seiner Jugend sah und lebte. Schnell war daher sein Entschluß gefaßt, und nach wenig Wochen grüßte er wieder frohen Herzens den heimathlichen Boden. Auch Williams Verhältnisse änderten sich bald gegen seine bisherigen. Ein portugisischer Dreimaster hatte im Hafen vor Anker gelegt, um nach eingenommenen frischen Lebensmitteln die Fahrt nach Ostindien fortzusetzen. William theilte sich dem Kapitän desselben mit, bat um Aufnahme, und sein Wunsch ward ihm gerne gewährt. Letzterer hatte die Brauchbarkeit des jungen Mannes von dem Kommandanten des Forts erfahren, und willigte daher gerne in sein Verlangen.

Nun war bei ihm alles bisherige Leiden vergessen. Seine Phantasie war von Neuem in unaufhörlicher Thätigkeit, ihm die schönsten Zauberbilder vor die Seele zu führen. Der Dreimaster lichtete die Anker — und fortgings, wie auf Windesflügeln durch die Fluth. Schon

hatte die Fahrt volle sechs Wochen gedauert, in denen nicht der geringste Vorfall ihnen hemmend in den Weg getreten wäre. Schon erblickte man in weiter Ferne durch den Tubus Land, und alles freute sich der glücklichen Erreichung des gehofften Zieles, da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm. Dumpf brausend wogte das Meer, ungeheure Wassersäulen thürmten sich aus der Tiefe auf, und fielen zerplatzend in dieselbe zurück, der Wind heulte in gräßlichen Tönen, furchtbar rollte der Donner durch die aufgewühlten Tiefen, und flammende Blitze fuhren wie zischende Schlangen durch den Schauplatz des Aufruhrs aller Elemente, und erhellten die Nacht mit ihren furchtbaren Strahlen. Die ganze Natur schien in Aufruhr zu seyn. Volle 24 Stunden hatte der Sturm bereits gedauert, da legte er sich endlich etwas, und man glaubte nun den größten Gefahren entgangen zu seyn. Aber man hatte sich getäuscht. — Es war, als wollte die Natur ihre letzten Kräfte zum fürchterlichsten aller Stürme sammeln und dann für immer untergehen. Nach wenig ruhigen Minuten, die den Bewohnern des Schiffes nur gegönnt zu sein schienen, zum letztenmale den freundlichen Friedensgruß der Hoffnung zu vernehmen, brach der Sturm in seinem höchsten Grimme los. Stoß auf Stoß gab dem Schiffe Leck auf Leck. Die Wände platzten aus den Fugen;

krachend stürzten alle Masten nieder. Wer in der Angst des Todes sich noch ans Boot erinnerte, suchte darin Rettung und sank im nächsten Augenblicke, durch die Wuth des Orkans aus demselben geschleudert, in die Nacht der grausenvollen Tiefe. So war das Schiff mit Mann und Maus verloren, wie es schien. Der Sturm hatte ausgetobt, die Wellen hatten sich zur spiegelglatten Fläche wieder geebnet, ein kühlendes Lüft'chen säuselte jetzt wieder über die im Abendgold der Sonne liegende See und kräuselte in sanfte Regungen die kleineren Wellen; aus dem Schilfe des Ufers einer freundlichen Insel, tönte der Ruf des Wasserhuhns, und alles freute sich des neuen Friedens der Natur. Da schlug ein Mensch, der aus dem Todesschlafe zu erwachen schien, die Augen auf, und sah ins tiefe Blau des freundlich aufgehellten Himmels. Ringsum die feierlichste Stille. Am fernen Westen nur noch die letzten Strahlen des goldenen Abendroths, und an der weiten Himmelsfläche ein unzählbares Sternenheer. Wo bin ich, fragte William, und wo sind meine Brüder? Aber diese Frage war umsonst gethan. Er hatte sich, als ihn der Sturm gleich allen übrigen ins Meer geschleudert hatte, an ein Stück eines zerbrochenen Mastes festgeklammert, und war auf diese Weise dem allgemeinen Untergang entronnen.

Die Wellen trieben ihn, doch ohne daß er darum wußte, ans Ufer dieses Eilandes, und hier fand er sich nun, der einzige Gerettete. Er hatte sich bald mit Jammer und Angst überzeugt, daß keiner seiner Kameraden mehr am Leben sey, und sah sich also vom Schicksale auf eine Insel verwiesen, von der er, wie er glaubte, nie mehr in seine Heimath würde zurückkehren können. Sein erstes Geschäft nach seinem Erwachen, war ein Dankgebet zum Himmel, für die Erhaltung seines Lebens, und eine Bitte, daß er doch nicht der Einzige sein möge, der bei allem Ungemach sich dieses Glückes noch erfreuen könne. Er durchsuchte nun die nächsten Gegenden, und rief laut, um zu erfahren, ob nicht mehrere sein Schicksal theilen möchten. Aber nirgends ein freudiger Anblick oder eine überraschende Antwort. Alles schwieg, und die hereinbrechende Nacht goß nun alle ihre Schauer auf den Einsamen aus. Er suchte sich jetzt einen Ort zum Uebernachten auf. Bisher hatte er noch nicht erfahren können, ob die Insel bewohnt oder unbewohnt sey, ob vielleicht Wilde, oder schon mehr gebildete Menschen hier ihre Heimath hätten. Um sich vor einem etwaigen nächtlichen Ueberfall durch Menschen oder wilde Thiere zu sichern, hatte er sich anfangs vorgenommen, auf einen Baum zu klettern, und daselbst zwischen seinen Zweigen zu übernachten,

aber bald fand er, daß er noch zu schwach dazu sei, und fürchtete dann auch im Schlafe herabzufallen, und auf diese Weise zu verunglücken. Eine Hülfe hatte er bisher noch nicht entdeckt, und auf dem freien Felde ohne allen Schutz zu liegen, wollte ihm durchaus nicht einleuchten. Da erinnerte er sich, daß er bei seinem Erwachen Schiffstrümmer erblickt hätte, und eilte also jetzt mit dem Vorsatze wieder dahin, solche aufzulesen und sich eine kleine Hütte daraus zusammen zu stellen. Zu seiner unbeschreiblichen Freude fand er ein Boot, das die Wellen ans Ufer getrieben, und die Ebbe ganz auf dem Trockenen hatte stehen lassen. Mit Mühe zog er dasselbe noch mehr ans Land, auf einen nahen grünen Hügel, auf dem mehrere sehr schöne Bäume standen, setzte sich in langes, weiches Gras, und deckte nun das Boot so über sich her, daß Niemand etwas von ihm bemerken konnte. Mit hungrigem Magen überließ er sich jetzt ruhig und getrost, nachdem er zuvor noch ein Gebet zum Himmel geschickt hatte, dem Schlafe, und schlief ungestört bis an den lichten Morgen.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel als er erwachte, und beleuchtete die glänzend helle Spiegelfläche des Meeres. Sein erster Gedanke war an ein Gebet, um fernern Schutz und Beistand, und der zweite an seine Einsamkeit. Nur ein Gast hatte sich heute wie-

der, und zwar etwas zudringlicher noch als gestern bei ihm eingefunden, der Hunger. Ihn zu befriedigen, mußte jetzt seine erste Sorge seyn. Er betete mit tiefer Rührung: „Gieb unser täglich Brod uns heut," hob dann das Boot in die Höhe, verließ den Hügel, um nach Lebensmitteln zu suchen, und entdeckte in ziemlicher Entfernung von der Insel, auf einem aus der Wasserfläche hervorragenden großen Felsen den Wrack. Das Schiff war an dem Felsen zerschellt und die hochgehende See hatten den Hintertheil desselben an eine Klippe geschleudert, an der es hängen geblieben war. Williams erstes Geschäft war es nun, das Boot wieder ans Ufer zu schaffen, um nach den Trümmern des Schiffs zu steuern, um vielleicht auch noch einigen Kameraden das Leben zu retten.

Mit größter Mühe hatte er endlich die Schiffsreste erreicht, aber seine liebste Hoffnung, noch lebendige Wesen in denselben zu finden, war vergebens gewesen, als er den Wrack erstiegen und genau durchsucht hatte, doch fand er noch eine Menge Mundvorrath, Zwieback, Pökelfleisch, verschiedene Gemüse in Menge, Brandwein und Wein.

Mit dankbarem Blicke zum Himmel labte er sich nach Herzenslust, und nachdem er sich satt gegessen und gestärkt hatte, fing er an, die ihm nöthigsten Sachen ins Boot zu packen, um

sie zu seinem Gebrauche ans Land zu schaffen. Er nahm also zuerst eine Ladung Lebensmittel, aus dem schon genannten bestehend, schiffte damit dem Lande zu, verwahrte es so gut er konnte, unter Gras und Stauden, und fuhr abermals dem Schiffe zu. So oft er wiederkehrte, machte er neue freudige Entdeckungen, er fand Handwerkszeuge aller Art, Gewehre, Pulver, Blei ꝛc. in Menge, und eine ganze Kiste mit Geld. Das letzte hatte er gute Lust liegen zu lassen, da er wohl einsah, daß es ihm hier an diesem Orte ohne allen Nutzen war. Er verschob daher seine Ausschiffung bis auf den letzten Augenblick, und nahm immer zuerst noch von den übrigen Sachen, so viel er in das Boot packen konnte, ohne sich einer Lebensgefahr auszusetzen. So hatte er denn immer eine sehr nützliche und unterhaltende Beschäftigung mehrere Wochen hindurch, bis er auch die letzten Trümmer des Schiffes zerschlagen und ans Land geschafft hatte. Er war dadurch in den Besitz von Schätzen gekommen, die ihm seinen künftigen Aufenthalt auf der Insel außerordentlich versüßten. Nachdem er Alles ans Land geschafft hatte, war sein erster Gedanke, sich ein Haus zur Aufbewahrung seiner Sachen und zu seinem Aufenthalte zu errichten. An Materialien hiezu fehlte es ihm jetzt nicht mehr. Er hatte Bretter und Dielen, Nägel, Sägen, Hauen, Beile, Mei-

sel, Hobel und andere Werkzeuge in Menge dazu, und ging nun frisch an die Arbeit. Zum künftigen Wohnplatze hatte er sich vor der Hand denselben Hügel ausersehen, auf dem er die erste Nacht unter seinem Boote zugebracht hatte. Zuerst wurde eine Art Keller gegraben, um darin die Lebensmittel gut aufbewahren zu können, und als er damit fertig war, und die dahin bestimmten Sachen in Ordnung gebracht hatte, begann er erst den eigentlichen Bau seines Wohnhauses.

Bald standen vier Säulen tief in die Erde über dem Kellergewölbe eingerammelt, an denen sich allmählig auf drei Seiten Bretterwände erhoben, und auf der vierten, nach der See hin, die Hausthüre und einige kleine Fenster prangten, damit er von seinem Hügel aus die Aussicht über das Meer hatte. Die Thüre, so wie die Fenster hatte er ganz aus den Schiffstrümmern gerettet, und er durfte also jetzt nur suchen, sie gehörig einzupassen. Das Dach wurde aus Baumästen und Moos verfertigt, im Innern der Hütte mehrere Abtheilungen zum Aufbewahren seiner Geräthschaften und Kleidungsstücke rc. eingerichtet, und so stand nach wenigen Wochen die Hütte fertig da. Wenn er sie vor Nässe uud Feuchtigkeit bewahrte, so hatte er auf ein ganzes Jahr Mundvorrath, und war also von den drückendsten aller Sorgen, von Nahrungs-

sorgen, befreit. Aber der Mensch, besonders in der Einsamkeit, kann nicht ohne irgend eine Beschäftigung leben, ein Beweiß, daß der gütige Schöpfer ihn zur Thätigkeit und zum gewissenhaften Gebrauch aller seiner Kräfte bestimmt hat.

William fing daher jetzt an, den Hügel, auf dem seine Hütte stand, in einen Garten zu verwandeln und seinen Aufenthalt sich dadurch zu verschönern. Er dachte dabei auch an die Zukunf und suchte nun die aus dem Schiffe geretteten Sämereien hervor, das bereits umgegrabene Land damit zu besäen und sich einen Lebensunterhalt auch für die kommende Zeit zu sichern. Er hatte zwar Gewehre, Pulver und Blei und vortreffliche Schiffernetze, um seine Küche mit der Ausbeute der Jagd und des Fischfangs zu versehen, aber er sehnte sich auch nach dem Genuße frischer Gemüße, und säete daher vor Allem Salat, Rettige, Kohl und andere europäische Gemüßarten. Zu seiner großen Freude konnte er schon nach wenigen Wochen die ersten Früchte seiner Bemühungen ärndten, und er ließ sich den selbst gebauten Salat und die selbst gezogenen Rettige auf das vortrefflichste schmecken. Dazwischen machte er nun seine ersten Ausflüge zur nähern Untersuchung der Insel.

Bisher hatte er ein ganz ruhiges und ungestörtes Leben geführt, und war nicht von der geringsten Spur einer Gefahr beunruhigt worden. Er bewaff-

nete sich aber doch mit einer Flinte, Degen und ein Paar Pistolen, kleidete sich in eine Oficiers-Uniform der portugisischen Marine, setzte einen mit Tressen besetzten Federhut auf den Kopf, und trat so seine erste Reise ins Innre an. Bald nahm ihn ein freundliches Thälchen auf, nachdem er ohngefähr eine Stunde durch lauter Dickicht gedrungen war. Hier boten sich ihm eine Menge noch n'e gesehene Scenen zur Bewunderung dar. Durch das Thälchen schlängelte sich ein Bach voll süßen Wassers, an dessen Ufern blühende Gefilde lachten. Ganze Heerden flüchtiger Gazellen weideten hier im langen Ufergrase und flohen bei dem mindesten Gräusch. Auf den Aesten der Bäume wiegte sich eine Schaar bunt gefärbter Papageien, und erfüllte mit ihren kreischenden Geschwätz die Luft. Aras! Aras! tönte es von allen Seiten und das Echo wiederholte diesen tausendfachen Ruf. Lange hatte er mit Verwunderung dieß Geräusch von seltenen Erscheinungen betrachtet, und mancher Jugendtraum stieg jetzt wieder in seiner Seele auf, um sich mit dieser Wirklichkeit vergleichen zu lassen; da fesselte von Neuem eine andere seine Aufmerksamkeit. In gerader Richtung gegen ihn, quer über den Bach und das Thal hinüber, trat aus dem Hintergrunde des Waldes ein lebendes Wesen hervor, das er im ersten Augenblicke für einen Wilden hielt. William

war nicht wenig darüber erschrocken und griff unwillkührlich nach seiner Flinte, als ob er schon im nächsten Augenblicke einen Angriff zu befürchten hätte; der vermeinte Wilde aber war plötzlich wieder im Walde verschwunden, als er Williams Person und Bewegungen wahrgenommen zu haben schien, und ein gräßliches Geschrei tönte aus den gegenüber liegenden Dickicht in seine Ohren. Dieß galt dem erschrockenen Fremdling für ein Kriegsgeschrei, und er glaubte von nun an keinen Augenblick mehr auf dieser Insel sicher zu sein. So schön und reitzend das Ganze beim ersten Anblicke ihm vorgekommen war, so gräßliche Bilder erfüllten jezt seine Phantasie. Nun sah er nichts als grausame Metzeleien vielleicht zwischen zwei oder mehreren wilden Stämmen, und am Ende auch sich überfallen und als Opfer ihrer Grausamkeit sterben. Besorgt um sein Leben, trat er nicht mehr so heiter den Rückweg an, als er gekommen war. Er hatte sich zuerst schon in einer kleinen Bucht des Baches, die ein natürliches Wasserbecken bildete, nach Herzenslust erquickt, und füllte sich jetzt nur noch seine Flasche, die er zur Vorsorge zu sich gesteckt hatte, um dann seine Hütte wieder aufzusuchen. Als er sich niederbeugte um zu schöpfen, leuchteten zwei kleine schwarze Feueraugen aus dem langen Grase ihm entgegen, über deren Anblick er zurückfuhr. Eine giftige Natter war

durch das Geräusch aus ihrer Ruhe gestört worden, und hatte den Verderben drohenden Blick nach ihm gerichtet Diese beiden letzten Umstände, die vermeinten Wilden und die Natter, hatten sehr niederschlagend auf ihn gewirkt, und seine frühern Paradiesbilder von diesen Inseln und Ländern bedeutend verwischt. Erschrocken trat er den Heimweg an, und machte sich Vorwürfe, daß er den Schilderungen seines Vaters und dessen Warnungen nicht mehr Gehör gegeben hatte. Er hatte auf einem ziemlichen Umwege endlich seine Hütte wieder erreicht, aber der Erfolg dieser ersten Untersuchungsreise war nicht nach Wunsch ausgefallen.

Schon unterwegs hatte er Pläne zur bessern Befestigung seiner Wohnung entworfen, und kaum hatte er die Schwelle derselben betreten und sich entkleidet, so dachte er an die Ausführung derselben, die Thüre versah er vor der Hand mit mehr Riegeln, vor die Fenster zimmerte er, so gut es gehen wollte, Läden, die er bisher für unnöthig gehalten hatte, und alle Gewehre wurden frisch geladen und der Reihe nach aufgestellt. Aus dem Schiffe hatte er auch eine kleine Kanone gerettet, die bisher unbeachtet in einem Winkel der Hütte gelegen hatte. Auch diese wurde hervorgesucht, gegen die Thüre der Hütte innwendig aufgepflanzt und geladen. Endlich dämmerte der Abend herein, aber der Schlaf

wollte sich dießmal nicht einstellen. Die Nacht lag schwarz mit ihren dicksten Schatten auf der Insel, aber immer noch gauckelten die Bilder seiner erhitzten Phantasie vor Williams brennenden wachenden Augen. Endlich besiegte die Natur diese Träumereien nnd William schlief ein. Die Natur hatte einen größern Tribut auf die größern Anstrengungen gefordert, und als er ausgeschlafen und sich die Augen gerieben hatte, sah er, daß er noch am Leben und nichts von Allen dem verrückt worden war, was er zu seiner Vertheidigung in Bereitschaft gelegt hatte. Er belächelte jetzt seine gestrige Furcht, stieß seinen Laden auf, öffnete die Hüttenthüre, schob die Kanone zurück und sah sich nach einem kräftigen Frühstück um. Einige Rettige und ein Stück Schiffszwieback gewährten ihm dieß, und ein guter Schluck Brandwein darauf, goß neuen Muth in seine Seele. Die Neugierde zu erfahren, ob er sich gestern wirklich getäuscht hatte oder nicht, bestimmten ihn auch heute zu einer ähnlichen Reise und nachdem er sich angekleidet und bewaffnet hatte, ging er, jedoch in einer andern Richtung als gestern, dem schönen Waldthale zu.

Mehrere fliehende Gazellen hatten ihn unwillführlich veranlaßt seine Flinte abzunehmen und einen Schuß nach ihnen zu thun, aber bis er sich besonnen hatte, waren sie längst im nächsten Waldsaume verschwunden. Die fliehenden

Thiere hatten seine Blicke dahin gezogen, und mit einem Male zeigte sich wieder einer der gestern schon so gefürchteten Wilden.

William hatte ihn kaum erblickt, so suchte er sich hinter einen der Gesträuche zu verbergen und schielte nun mit schlauen Blicken und lachenden Herzen nach der Gegend hin, wo er wieder zum Vorschein kam.

Unser Held war, wie es schien, unbemerkt geblieben und sah bald die Zahl der Wilden sich um ein bedeutendes vermehren. Seine Angst stieg immer höher, so, daß er sich kaum mehr zu athmen getraute. Die Wilden schienen sich an irgend einem Spiele zu vergnügen, da sie in den seltsamsten Sprüngen und Wendungen, bald auf den Hinterfüßen, bald auf allen Vieren sich zu necken und zu fangen schienen, und auf diese Weise dem Gesträuche immer näher kamen, hinter welchem William versteckt lag. Plötzlich eilte ein ganzer Trupp in gerader Richtung auf dasselbe zu, und William, der sich nun entdeckt glaubte, nahm seine Flinte, um sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen; der Trupp kam näher und näher, und bald enträthselte sich das ganze Geheimniß des ungewohnten Schauspiels. Die vermeinten Wilden waren — eine vorzüglich große Affenart, wie sie Borneo und Sumatra und andere Südsee-Inseln in Menge bewohnen. Da verschwand plötzlich alle Furcht,

ein Schuß donnerte aus seinem Flintenrohre und die ganze Schaar der possenhaften Waldbewohner floh mit entsetzlichem Geheul dem nahen Dickicht zu, und postirte sich dort auf dem nächsten besten Baume. Nun erst getraute er sich tiefer in das Innere der Insel einzudringen, da er die langöhrigen Bewohner derselben genau erkannt hatte. Es schmerzte ihn, daß alle lebende Wesen, die mit ihm dieß Eiland bewohnten, scheu vor ihm die Flucht ergriffen Er war zwar noch nicht lange in der Einsamkeit, und hatte bisher das Bedürfniß der Gesellschaft noch nicht in seiner ganzen Stärke gefühlt. Aber, wenn er an die Zukunft dachte, da ihm sein Leben jetzt schon so einförmig und ohne alle Würze der Unterhaltung erschien, dann wünschte er vom Herzen eiu vertrauliches Wesen um sich zu haben und wenn es auch uur ein Thier wäre. Er beschäftigte sich daher mit einem Plane, wie er es angreifen wollte, um im Besitz eines dieser menschenähnlichen Geschöpfe zu gelangen, dessen possenhaftes Benehmen ihm künftig manchen Stoff zur Unterhaltung und zum Zeitvertreibe geben sollte. Die Ausbeute des Schiffes hatte ihn mit einer Menge Thau- und Seegelwerk, mit Seilen und Stricken aller Art versehen. Das beste und kürzeste Mittel schien ihm nun das zu sein, daraus mehrere Schlingen zu verfertigen, in denen sich die Affen fangen sollten. Er trat sogleich

den Rückweg zu seiner Hütte wieder an, da ohnedieß auch die heiße Tagszeit herbei gekommen war, in der man es vor Hitze nicht wohl mehr im Freien aushalten konnte, und nahm diese Arbeit vor. Noch an dem nämlichen Tage ging er dem nächsten Aufenthaltsorte dieser Thiere zu, nahm seine Schlingen mit sich, band eine derselben im Angesichte des ganzen Affenheeres an einen Baum, zog sie um seinen Hals, machte verschiedene Possen und Sprünge darin, legte sie wieder weg, entfernte sich eine gute Strecke, und erwartete nun, da er die Natur der Affen wohl kannte, daß er bald Nachahmer finden und auf diese Weise leicht zu seinem Zwecke gelangen würde. Seine Berechnung war gut gemacht. Kaum hatte er die Schlinge wieder von seinem Halse gethan und sich entfernt, so schlich sich schon ein großer alter Affe hinzu, betrachtete und beschnauferte neugierig die Schlinge, und — ehe man sichs recht versah, hatte er sich dieselbe um den Hals geworfen. Ein lautes Gelächter seiner Kameraden verkündete die Freude die er ihnen gemacht hatte, und William fühlte sich unwillkührlich mit in dasselbe hineingezogen, so, daß er selbst laut mitlachte. Die Sache wurde aber bald ernsthafter. Der Affe merkte die List, suchte die Schlinge wieder abzunehmen, und da es ihm nicht gelingen wollte, fing er an aus vollem Halse zu schreien und zu heulen, seine Brüder

kamen herbei, untersuchten die Schlinge, konnten aber nicht helfen. Sie wurde von allen Seiten mit wahrer Affenneugierde betrachtet, betastet und benagt, aber alles half nichts. William hatte sie so eingerichtet, daß sich das Thier zwar nicht erdrosseln konnte, aber dasselbe doch festhalten mußte. Nun heulte die ganze Brüderschaft in den kläglichsten Tönen mit dem Gefangenen, daß alle Wälder und Schluchten der Insel wiederhallten, und der Gefangene selbst gebehrdete sich wie untröstlich über seine verlorne Freiheit. William, der wohl wußte, daß diese Thiere im gereitzten Zustande auch gefährlich werden können, und er dießmal unvorsichtige Weise ohne Bewaffnung ausgegangen war, suchte sich hinter seinem Verstecke weg und in den Wald zu schleichen, wurde aber von der Gesellschaft auf der Flucht bemerkt, und ein Regen von Steinen und abgefallnen Baumfrüchten begleitete ihn bis fast an die Thür seiner Hütte, der er mit großen Sprüngen zueilte. Er sprang hinein, ergriff ein Paar Pistolen, erschien wieder vor dem stutzenden Haufen seiner Verfolger, brannte sie beide zugleich los, daß der Knall weit hin durch die Wälder rollte, und die Affen in wilder Flucht auseinander stoben. Jetzt bewaffnete sich William nach früherer Weise, und eilte dann wieder dem Orte zu, wo der Affe gefangen hieng. Ein großer Haufen seiner Brüder war noch lieb-

kosend um ihn versammelt, als wollten sie ihm Trost und Beruhigung in seinem Leidenszustande einflößen. Aber als William seine Nähe durch einen Pistolenschuß ankündigte, floh der ganze Hause und der unglückliche Gefangene stürzte vor Schrecken zu Boden. William trat nun an den Baum, lößte die Schlinge von demselben, und zwang durch Güte und Strenge seinen Gefangenen, ihm zu seiner Wohnung zu folgen. Erst am späten Abend langten beide an der Hütte an. Der Hausherr beeilte sich nun, das Abendessen zu bereiten, und bot auch seinem neuen Gesellschafter davon an, aber die verlorne Freiheit hatte denselben so sehr entmuthigt, daß er, wie es schien, nicht länger mehr leben und sich aushungern wollte. Die Nacht brach ein, und William, der von seinen heutigen Strapazen sehr ermüdet war, befestigte das Seil, an dem der Affe hing, im Vorplatz an eine Säule und legte sich dann in seinem verschloßenen Schlafgemach zur Ruhe. Der Schlaf hatte ihn heute bald in seine freundlichen und erquickenden Arme genommen, da alle Furcht vor einem Ueberfalle der Wilden aus seiner Seele gewichen war, und bald umgaukelten ihm im Traume ganze Schaaren possirlicher Affen, wie er sie heute in Wirklichkeit gesehen hatte. Am andern Tag fing er sogleich an, den Affen zahm zu machen und ihm allerlei zu lehren. Nach wenig Wochen hatte

derselbe seine Wildheit so ziemlich verloren, und gewöhnte sich bald an seine neue Lebensweise. William setzte inzwischen auch die Untersuchungen der Insel fort. Eines Tages als er sich immer mehr in das Innere der Insel wagte, traf er auf einen von Menschenhänden förmlich verschanzten Ort. Sein Erstaunen war nicht geringe. Ein aus Freude und Ueberraschung gemischtes Gefühl bemächtigte sich seiner, dem er sich unwillkührlich überlassen mußte. Er suchte nun zum Eingang zu gelangen, und fand denselben endlich, aber fest verschlossen. Jetzt schrie er und bat, bald in englischer, bald in portugießischer, bald in der malaischen Sprache um Einlaß. Aber Niemand antwortete. Er wiederholte seinen Ruf oft, und so laut er konnte, aber immer vergebens. Da beeilte er sich, nachdem er den Wall von allen Seiten erfolglos umgangen und überall hinein laut gerufen hatte, nach seiner Hütte zurückzukehren, um Werkzeuge zum Einbruche der Thüre zu holen. Schnell waren dieselben herbeigeschafft und die Thür gesprengt, durch wenige Hiebe war auch das Seil entzwei, an dem die Brücke aufgezogen war, und nun konnte er ungehindert das Innere der Schanze betreten. Hier traf er zuerst auf ein Haus, das ganz nach europäischem Style erbaut war. Die Thüre stand weit offen und führte in einen ziemlich weiten Gang, der wieder in mehrere

Seitengänge sich verzweigte. Er rief mehrmal laut hinein, aber — keine Antwort. Da trat er hinein, öffnete eine Seitenthüre und fand wieder — Niemand. Nun ging er durch mehrere aneinander gereihte Zimmer, rief überall laut: ob Niemand da sey, aber seine Stimme verhallte in den öden Gemächern, ohne eine andere menschliche ins Leben zu rufen; überall fand er europäische Hausgeräthe, aber alle dick mit Staub bedeckt; da kam er an eine neue Thür, wollte sie öffnen, fand sie aber fest verschlossen. Er pochte und rief, aber vergebens. Nun blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als durch diese Thüre mit Gewalt zu erbrechen. Nach wenig Augenblicken hatte er, mit Hülfe seiner Axt das Ziel erreicht, aber welch ein Anblick! Ein großer hagerer Mann, mit einem langen silberweißen Haar und Bart, die in schönen Locken über den Nacken und die Brust herabrollten, ohne Kopfbedeckung in einem langen faltenreichen Mantel, der ihn ganz bedeckte, saß auf einem Stuhle, als ob er schliefe, vor sich ein Schreibzeug, Papier und ein beschriebenes Blatt, über das er sich hinbeugte, liegen. William trat dem Scheinbarschlafenden näher, als er an ihn sich vergeblich mit Fragen gewendet hatte, betrachtete ihn genau, und fand bald, daß er den langen Schlaf des Todes schlafe. Nun las er das Blatt, das in portugiesischer Sprache geschrieben war, und

fand darin folgenden Inhalt: Ich Don Rodrigo, portugisischer Edelmann und der letzte von meinen drei Cameraden, die ich in dem Lustwäldchen, in dem untern Theile des Gartens, gegen das Meer hin, zur Ruhe bestattet habe, wurde mit ihnen vor 15 Jahren durch Schiffbruch an diese Insel geworfen, und erbaute mit ihrer Hülfe dies Haus, das unsere bisherige Wohnung gewesen war. Ich setze hiemit denjenigen, der mich findet, und an mir die Pflicht der Bestattung zur Erde ausüben will, zum rechtmäßigen Erben und Besitzer unserer ganzen Verlassenschaft ein. Ein Blick in die, diesem Zimmer gegenüber liegende Kammer wird ihn von seinem ganzen Reichthum überzeugen, und Gott der Beschützer der Unglücklichen, möge ihn dafür mitdemselben glücklich in sein Vaterland zurückkehren lassen.

Geschrieben im 16 Jahre unsers Hierseyns.

Don Rodrigo.

Williams eigenes Schicksal, verglichen mit dem der vier Männer, deren letzter entseelt vor ihm saß, und der Anblick des ehrwürdigen Todten hatten ihn tief zu Thränen gerührt. Wie lange er tod war, konnte er nicht ermitteln, aber die Zeit vor 16 Jahren, die er hier zugebracht hatte, stand jetzt lebendig vor seiner Seele. Das Erste, was er jetzt nun that, war, daß er den

Ort der Begräbniß aufsuchte, der in dem Briefe bezeichnet war, und dann den Entseelten feierlich zur Ruhe bestattete. Er setzte auch ihm, gleich wie der Verstorbene den drei übrigen gethan hatte, ein großes hölzernes Kreuz auf sein Grab, und stiller Friede säuselte nun durch die langen Zweige der Cypressen, die die vier Gräber beschatteten. Hierauf nahm er förmlich Besitz vom Hause, durchsuchte alle Gemächer und Gewölbe, und fand in dem bezeichneten Zimmer einen unermeßlichen Schatz. Seine neue Bewohnung reinigte er vom Staube, alle Zimmer und Gewölbe wurden gelüftet, und zu seinem künftigen Wohnsitze ordentlich eingerichtet.

Nachdem dies geschehen war, schaffte er seine übrigen Haabseligkeiten, die er in der ersten Hütte hatte, hieher, und bei dieser Arbeit mußte ihm sein Affe, der inzwischen ziemlich zahm geworden war, Dienste leisten. Schon sein natürlicher Instinkt, sein angeborner Nahrungstrieb, trieb das Thier bei diesem Geschäfte mit Hand anzulegen. Wenn daher sein Herr sich eine Last auflud und damit forteilte, so war der Affe schnell hinter ihm her, bepackte sich auch mit verschiedenen Dingen und ahmte dann ganz getreu alle Bewegungen und Wendungen seines Gebieters nach. Wenn derselbe schnell ging, ging er auch schnell, wenn jener sich räusperte oder schneuzte, machte er es schnell nach, kurz das

Thier ward bald das treue Echo seines Herrn. Nach wenig Tagen war alles in die neue Residenz geschafft, sogar die alte abgebrochen und die Trümmer derselben auch dahin getragen. Nun befestigte William die Zugbrücke von Neuem, verbesserte den schadhaft gewordenen Zaun, und fing mit seinen Affen eiu neues und vergnügtes Leben an. Die vier vorigen Besitzer des artigen Parkes hatten dafür gesorgt, in demselben eine Menge der besten Südfrüchte, als Feigen, Pomeranzen, Ananas, die köstlichste unter Allen, Granatäpfel, mehrere Arten köstlicher Trauben und andere Gewächse und Bäume zu pflanzen, die bereits im schönsten Wuchse und im herrlichsten Flore standen. Herr und Affe hatten jetzt vollauf zu thun, dieselben alle zu versuchen und sich an ihrem unübertrefflichen Geschmacke zu laben und zu erquicken

Hohe vortreffliche Palmen, aus deren Rinde der feurige Palmwein quoll, verbreiteten in zahlreichen Gruppen Schatten und Kühlung, wenn die heiße Mittagsstunde nahte und am Morgen und Abend beim Erwachen und Schlafengehen, durchströmten die Luft die süßesten Düfte.

Mitten durch den friedlichen Park, in dem die Natur alle ihre Reize mit jedem Frühlinge von Neuem entfaltete, strömte in klaren Wellen ein murmelnder Bach, an dessen Ufer sich ein Flor der schönsten Blumen ausbreitete, aus deren

üppigen Blüthenkelchen die summende Biene den süßen Stoff ihrer duftenden Zelle sog. Sein Affe war ihm zwar bei allen Arbeiten und Spaziergängen ein treuer Gehilfe und Begleiter, aber bald war ihm diese Gesellschaft zu klein. Er suchte daher auf die vorige Weise noch mehrere Affen zu fangen, die er dann abrichtete und zu allerlei Diensten gebrauchte. Auch mehrere Papageien fing er sich, lehrte sie nach und nach sprechen und hatte die Freude, die menschliche Rede wenigstens täuschend in einzelnen Worten und Sätzen nachgeahmt zu hören. Solche Beschäftigungen und der Anbau seines Gartens, gaben ihm einen angenehmen und hinreichenden Stoff zur Unterhaltung. Dabei übersah er aber keineswegs die Ordnung und richtige Folge der Tage und Jahreszeiten. Er hatte aus dem gescheiterten Schiffe einen Kalender gerettet und vom Tage seines Unglücks auf dieser Insel genau angemerkt. Der Sontag war ihm ein heiliger Tag, den er mit aller Andacht feierte, und an dem er mit tiefer Rührung aller der Segnungen und weisen Führungen seines Schicksales gedachte. Er hatte unter andern Büchern auch eine Bibel und ein Gebetbuch im Schiffe gefunden, und las regelmäßig an jedem Sontage das dafür verzeichnete Evangelium und die passende Epistel. Ein Gebet vor und nachher beschloß die Andacht, und das Ganze galt ihm für Pre-

digt und Gebet, die er sonst in der Kirche zu hören gewohnt war.

So hatte nun William schon ein ganzes Jahr auf seiner Insel zugebracht, ohne daß ihm irgend etwas Unangenehmes von Bedeutung begegnet wäre. Sein Garten stand jetzt im schönsten Flor, seine Affendienerschaft begleitete ihn auf allen Ausflügen durch die Insel, wenn er an das Gestade des Meeres sich begab, um vielleicht ein Schiff zu entdecken, und selbst seine geschwätzigen Papageien umflatterten ihn dabei beständig und wiederholten die gelernten Worte. Es war possirlich anzusehen und zu hören, wenn er im Garten arbeitete und dabei seine Affen kommandirte, und wie die geschwätzigen Vögel dabei immer die Worte nachschrieen und die Affen bald ihren Herrn bald die Papageien ansahen, als ob sie fragen wollten: wem sie eigentlich gehorchen sollten.

Unter all diesen glücklichen Umständen erwachte jedoch immer stärker die Sehnsucht nach menschlichem Umgange, nach einem vernünftigen Wesen, dem er sich mittheilen und von dem er verstanden werden könnte. Er ging daher schon aus diesem Grunde, besonders zur Regenzeit, wo häufige Stürme vorfallen hinab ans Meer, um vielleicht Einen oder mehreren Unglücklichen das Leben zu retten. Sein Boot hatte er zu diesem Zwecke an die Mündung des kleinen Flüß-

chens gebracht, das die Insel durchströmte und daselbst gut befestigt, um es im Nothfalle sogleich bei der Hand zu haben. Fünf Jahre lang trug er vergebens diese Sehnsucht in seinem Herzen. Einst hatte er wieder in seinem Garten gearbeitet, und war in seine Wohnung zurückgegangen, um das Mittagessen zu bereiten. Seine Affen hatte er zurückgelassen, um die Vögel zu verscheuchen, die immer kamen und den frischgesäeten Saamen fraßen.

Da kamen sie mit einem Male alle gelaufen, machten ängstliche Gesichter und gaben durch allerlei Zeichen zu verstehen, daß etwas Außerordentliches vorgefallen war. William bewaffnete sich aufs beste, nahm vier der stärksten Affen mit, denen er auch Gewehre anhing, um sie im Nothfalle selbst noch gebrauchen zu können, und eilte mit diesen dann der Stelle zu, auf die die Thiere ihn führten. Aber welch ein Schrecken! Von hier aus konnte er deutlich eine menschliche Stimme unterscheiden, die Gott um Hülfe und Beistand anflehte. Er eilte, so sehr er konnte der Gegend zu, aus der sie kam, und gewahrte gar bald das entsetzlichste Schauspiel. Mehrere Schwarze hatten sich eines Bootes bemächtigt, in welchem wahrscheinlich durch Schiffbruch verunglückte Weiße Rettung gesucht hatten und schleppten diese nun gebunden auf seine Insel, um sie hier zu ermorden und aufzu-

fressen. Mit Schauder und Entsetzen sah er, wie die Schwarzen gerade beschäftigt waren, zwei der schon ermordeten Weißen zu zerstücken, Feuer anzumachen und dieselben zu braten, und wie eine dritte Person ein Frauenzimmer, noch gebunden am Boden lag und zu Gott um Hülfe rief. Nun suchte er so nahe als möglich unbemerkt in ihre Nähe zu kommen, stellte alle Gewehre, die er bei sich hatte, neben sich an einen Baum, und machte sich zum Schießen fertig. Eben wollte einer der Wilden, die am Boden liegende Dame durch einen Schlag mit seiner Keule ermorden, und schon hatte derselbe das Mordinstrument geschwungen, als der erste Schuß fiel und ihn zu Boden streckte. Darüber erschreckt, wollten die übrigen Schwarzen ihr Heil in der Flucht suchen und eilten daher ihrem Kannot zu. Aber William streckte von Neuem mehrere der Länge nach hin, und selbst der letzte fiel, noch getroffen von einer Kugel, als er eben einsteigen wollte, ins Meer. Nun eilte William vor Allem auf die Gefesselte zu, um sie in Freiheit zu setzen, sie war eine Portugieserin, die Tochter des Schiffskapitäns, der in der vergangangenen Nacht durch Schiffbruch verunglückt war, und seinen Tod unter den Keulen der Wilden gefunden hatte. Marie, so hieß sie, glaubte im ersten Augenblicke, wenigstens in eben so schlimme Hände gefallen zu seyn, wie vorher,

als sie den wilden Mann, mit seinem langen Haar und Bart und mit seinen Affen vor sich stehen sah, und erschrack von Neuem. Aber William redete sie in ihrer Muttersprache an, tröstete sie in ihrem Unglücke, entfesselte sie, hob sie vom Boden auf und bot ihr dann mit freundschäftlicher Miene alle Bequemlichkeiten zu ihrer Erholung an, die ihm zu Gebote standen.

Marie war von allen den ausgestandenen Strapazen und Schrecken zu erschöpft, um ihren Retter sogleich in seine Wohnung folgen zu können, und William, der an ihren Leiden den innigsten Antheil nahm, gab seinen Affen durch Winke zu verstehen, daß sie in das Haus zurückkehren und Wein und Lebensmittel holen sollten. Die aufmerksamen Thiere hatten ihn verstanden und brachten nach kurzer Zeit beides herbei. Inzwischen hatte Marie dem William einen Theil ihrer Lebensgeschichte uud die letzten unglücklichen Ereignisse erzählt, durch welche sie in die Hände der Wilden gekommen war.

„Ich bin," sagte sie unter heftigem Weinen, „die Tochter des in der vergangenen Nacht durch Schiffbruch verunglückten Schiffkapitäns, der dort mit meinem Bruder von den Wilden erschlagen liegt. Mein Vater war lange Zeit in Indien, daselbst für ein portugiesisches Haus Handel zu treiben, und hat die Reise von Portugal an die Küsten der indischen Festländer öfters und glück-

lich bestanden. Als er im vorigen Jahr von Portugal aus wieder abreis'te, nahm er auch mich und meinen Bruder mit nach Batavia. Wir machten gute Geschäfte und waren nun frohen Muthes auf der Heimreise begriffen, als uns in der vorletzten Nacht ein fürchterlicher Sturm überfiel, das Schiff endlich, durch die unausgesetzten Stöße an Riffe und Klippen, zertrümmerte und alles ein Raub der Wellen wurde. Nur drei, ich, mein Vater und mein Bruder waren so glücklich uns durch ein Boot vor dem allgemeinen Untergange zu retten. Wir beteten aus ganzen und vollem Herzen zu Gott, daß er uns doch bei Tagesanbruch Land erblicken lassen wolle, wo wir anfahren und uns vor dem Hungertode retten könnten. Unser Gebet ward erhört, und nach wenig Stunden, als kaum die Sonne den tiefsten Saum des Himmels röthete, stiegen wir gerettet ans Land. Wir dankten Gott für diese große Gnade, und küßten alle vor Freude den Boden, den wir betreten hatten. Auch fanden wir hier bald sehr gute und wohlschmeckende Früchte, unsern Durst und Hunger zu stillen und uns nach so viel ausgestandenen Leiden nnd Schrecken wieder zu erholen und zu erquicken. Wir hatten uns eben ein wenig in den Schatten einiger Bäume hingestreckt, um auszuruhen, und uns über unser künftiges Schicksal zu berathen und zu trösten, als wir plötzlich nicht weit

hinter uns ein wildes Geschrei hörten, das der Vater sogleich für das Kriegsgeschrei wilder Insulaner erkannte. „Um Gotteswillen Kinder,“ sagte er, „sehr erschrocken, eilt, wir sind sonst alle verloren!“ und sprang auf, um nach dem Boote zu laufen, das wir an einer seichten Stelle am Ufer der Insel angebunden hatten, wir wollten erschrocken nacheilen, aber in diesem Augenblicke sahen wir mit Entsetzen, daß unser Boot schon von einigen Wilden besetzt war, und andere mit geschwungener Keule und mit einem fürchterlichen Geschrei auf uns zueilten. An eine Rettung war nicht mehr zu denken, weder durch Gegenwehr noch durch Flucht. Auch hatten wir nicht die geringste Waffe zu unserer Vertheidigung, und mußten uns also gutwillig in unser Schicksal begeben. Die Wilden fesselten uns die Hände und Füße, warfen uns in unser eigenes Boot, ruderten dann dieser Insel zu, wo sie meinen Vater und Bruder sogleich bei der Ankunft ermordeten, um sie zu verzehren.“ Hier weinte sie überlaut, und hielt lange in dem Erzählen inne. William konnte ebenfalls seine Thränen nicht mehr zurückhalten. Nach einer kleinen Pause sagte sie dann: „Nur Euch! edler Mann, danke ich, daß ich noch lebe. Ohne Euern Schutz wäre ich nun längst auch unter ihren Streichen gefallen. O mein Vater! mein Vater! und du, den ich eben so liebe, theurer Fernando, mein

Bruder! Warum mußte das Schicksal so grausam an uns handeln! Aber, wie bin ich im Stande, fuhr sie dann fort, an William gewendet, Euch für die Rettung meines Lebens zu danken? Ich habe eine Schuld an Euch zu entrichten, die ich nie bezahlen kann.

William beruhigte und tröstete sie, so viel er konnte, über ihren Verlust. „Seyd versichert, mein Fräulein,“ sagte er, „daß ich Alles aufbieten werde, Euch diese Leiden vergessen zu machen. Ihr theilt von nun an mit mir den Besitz dieser Insel, auf der ich nun schon seit fünf Jahren in der Einsamkeit lebe, und täglich Gott angerufen habe, mich entweder durch ein in die Nähe kommendes Schiff wieder in meine Heimath zurück geleiten zu lassen, oder doch irgend ein menschliches Wesen mir zuzuführen, mit dem ich die Leiden und Freuden dieses einsamen Lebens theilen kann. Seht, der Himmel hat endlich auch mein Gebet erhört und mir in Eurer Person dasjenige finden lassen, um welches ich seit fünf Jahren gebetet habe. Vielleicht gefällt es ihm, uns zusammen endlich zurückzuführen, oder unsere Gesellschaft noch zu vergrößern, und wir können dann auch hier froh und zufrieden zusammen leben.

In diesem Augenblicke regte sich Etwas unten am Ufer, und ein Laut wie der eines jammernden Menschen drang von dort herauf in

ihre Ohren. Marie erschrack heftig, als sie das hörte, und William eilte sogleich der Gegend zu, aus der der Laut gekommen war. Der letzte von den Wilden, nach dem William vorhin geschossen hatte, und der ins Wasser gefallen war, ein junger kräftiger Mensch, hatte sich wieder erholt, und war also nicht, wie William glaubte, durch den Schuß getödtet, er war zwar heftig aber nicht lebensgefährlich verwundet, und hatte sich, als er wieder zur Besinnung kam, ans Ufer zu retten gesucht. William eilte ihm zu Hülfe. Der Wilde meinte, da er den gefährlichen Mann wieder vor sich sah, daß nun sein letzter Augenblick gekommen sei, und bat durch Thränen und Zeichen um Schonung. William suchte ihm nun ebenfalls verständlich zu machen, daß er seines Lebens schonen und ihn bei sich behalte, wenn er sich ruhig und folgsam verhalten wolle. Der Wilde willigte gerne ein, und ließ sich, da er ohnedieß auch zu schwach und entkräftet war, ohne Wiederstand binden. Mittlerweile waren die Affen mit Wein und Lebensmitteln aus der Wohnung angelangt, und nun beeilte sich William, seine neuen Gäste aufs Beste zu bewirthen. Marie befürchtete, als er ihr nach seiner Zurückkunft von dem noch lebenden Wilden erzählte, derselbe möchte sich nur verstellen, und eine gelegene Zeit abpassen, seine Mordpläne an Beiden auszuführen, oder doch gelegentlich zu entwischen,

und mit einem stärkern Trupp seiner saubern Landsleute wiederkommen, um sich zu rächen. William aber erwiederte: „Laßt das gut sein. Ihr seht, daß es mir gelungen ist, aus diesen Thieren willige und kluge Diener zu machen, um so mehr denke ich, wird es uns beiden gelingen, die Wildheit dieses Menschen zu zähmen und ihn zum Gebrauche seiner Vernunft und seiner übrigen Geisteskräfte zu führen. Freilich gehört viel Zeit und Ausdauer dazu. Aber wir werden uns das Verdienst erwerben, einen Unglücklichen aus dem ewigen Verderben zu erretten, und uns einen treuen Diener und Freund zu bilden. Das herrlichste Mittel hat uns ja Gott schon aus unserer Heimath an die Hand gegeben. Es ist die christliche Religion, die den Verstand aufhellt, das Herz froh und zufrieden macht, und den Menschen auch über die Zukunft beruhigt. So werden wir zu Heidenbekehrern und zu Beglückern unseres Mitmenschen, und wir müssen es werden, denn der Mensch und besonders der Christ, muß Gutes thun, wo er eine Gelegenheit findet. Darum liebe Marie, lassen wir jetzt alle Besorgniß fahren. Der Himmel hat uns bisher geholfen, er wird es auch ferner thun.“ —

Hierauf reichte er ihr von den Stärkungsmitteln, und bot dann auch den Wilden davon an, der aber alles zurück wieß.

Die Affen hatte er unterdessen wieder mit dem Auftrage zur Wohnung zurückgeschickt, dort Schaufel und Haue zu holen, und als sie mit denselben angekommen waren, wußten sie ihm behülflich zu seyn, mehrere Gruben aufzuwerfen, in denen er die Leichname der beiden unglücklichen Portugiesen und der erschossenen Wilden begrub. Viele Thränen fielen auf das Grab der beiden Ersten, von Maria und William vergossen, und lange wollte sie den Hügel nicht verlassen, der so theuere Ueberreste verschloß. Marie pflanzte noch ehe sie mit William in dessen Wohnung heimkehrte, einige wilde Rosenstöcke, und andere wohlriechende Gesträuche auf das Grab ihrer Todten, damit sie es bei späterem Besuchen wieder erkennen könnte, und kehrte dann voll Trauer mit William zurück in ihre neue Heimath. Den gefesselten Wilden hatte er schon früher in seinen Park geschafft, und brachte ihn nun in ein wohlverschließbares Gartenhaus in Sicherheit. Außerdem stellte er noch eine Affenschildwache davor. „Seht Ihrs, mein Fräulein!" sagte er jetzt zu Marie, die auf einer kleinen Bank vor dem Hause im kühlen Schatten einer Palme saß, „seht Ihrs, daß wir schon jetzt nicht mehr die Einzigen auf dieser Insel sind. Gott hat mein Gebet erhört, er wird uns auch die Entwilderung und Gesittung dieses Menschen gelingen lassen, und dann werden wir froh und

glücklich beisammen leben. Das erste was wir thun müssen, ist, daß wir ihm unsere Sprache lernen und ihm die Anfangsbegriffe von Gott und unserer Religion beibringen.

Hierauf zeigte ihr William seinen ganzen Pallast, führte sie durch alle Gänge und Zimmer, und erzählte ihr dabei die Geschichte seiner vier Vorfahren, so weit er sie selbst kannte. Nun durfte sie sich mehrere Zimmer zu ihrem Gebrauche aussuchen, und William leitete es ein, daß sie die schönsten und freundlichsten erhielt. Als sie im Garten und Haus hinlänglich bekannt war, und sich von ihrem Jammer etwas mehr erholt hatte, fing sie an, sich aus dem vorräthigen Seegeltuche ein Kleid zu verfertigen, denn das ihrige war sehr beschädigt, und was sie davon nicht durch Schiffbruch verloren hatte, das hatten ihr noch die Wilden vom Leibe gerissen. So vergiengen nun mehrere Tage. Als sie damit fertig war, mußte sie auch für William eines dergleichen anfertigen, denn er war ebenfalls schlecht damit bestellt, und so hatte Marie, nächst der Besorgung der Küche und des Hauswesens eine angenehme Beschäftigung.

William versah mit seinen Affen den Garten, besorgte die Küche mit frischem Fleische und Gemüse, und begann in den Zwischenstunden seinen Unterricht mit dem Wilden.

Bisher hatte die Schußwunde diesem viele Schmerzen verursacht, obgleich William alle ihm zu Gebote stehenden Heilmittel angewandt hatte, sie zu lindern; durch die unablässige Sorge für die baldige Herstellung des Kranken, hatte er nicht nur dieselbe beschleunigt, sondern was noch mehr werth war, sich ganz das Vertrauen und die Dankbarkeit des Kranken erworben. Er fügte sich gerne und willig in Alles, was William anordnete, weil er an sich die Zweckmäßigkeit desselben immer mehr erfuhr, und darum merkte er auch genau die Worte, mit denen William alles bezeichnete. Dieß war der erste Anfang im Sprachunterricht. Nun hatte der Lehrer fast schon gewonnenes Spiel. Er richtete seine ganze Heilmethode so ein, daß er zwar den natürlichen Mitteln ihren Werth ließ, dabei den Kranken aber immer auf ein Einziges höheres Wesen hinwieß, von dem das Gedeihen und der Segen komme. Er nannte ihm den Namen desselben, so oft er ihn besuchte und verband, und bald lernte der Kranke den Namen Gott aussprechen und sich unter demselben den Einzigen Regenten aller menschlichen Schicksale denken. So war der erste Grund zur Religion und zur wahren Gotteserkenntniß in ihm gelegt.

William gewöhnte den Kranken an den Genuß kräftiger gekochter Speißen; bald war die Kur vollendet, und der junge Wilde wieder auf

seinen Beinen. Er war von Natur ein sanfter und gutmüthiger Mensch, und sein bisheriges Leiden und der Zustand seiner Gefangenschaft hatten seine Züge noch mehr gemildert. William erweiterte täglich den Unterrichtskreis des jungen Mannes durch immer neue Bezeichnungen von Gegenständen, Eigenschaften und Zuständen, und da der Wilde einen Gefallen am Wissen fand und damit noch die Vorzüge eines talentvollen Kopfes verband, so verlebten beide bald die Freude miteinander, in allgemeinen Sätzen reden zu können. So oft William vom Besuche des Kranken zu Marie zurückkehrte, kam er immer heiterer, aber er hatte ihr den eigentlichen Grund seiner Heiterkeit lange absichtlich verschwiegen.

Einst kam er wieder eben so heiter und fröhlich gestimmt nach Hause und sagte zu ihr: „Nun theures Weib,“ — Marie war inzwischen seine Ehefrau geworden — „nun will ich dir den Grund meiner Fröhlichkeit genau auseinander setzen, obgleich du ihn errathen haben magst. Ich habe meinen Patienten und Schüler nun so weit, daß wir morgen — es fiel auf einen Sontag — das Fest seiner Taufe gemeinschäftlich feiern wollen. Er ist im Stande sein Glaubensbekenntniß als Christ abzulegen, und ich will die Stelle seines Pathen und zugleich die eines Geistlichen vertreten. Ich habe für ihn

den Namen Gottfried gewählt, denn er hat nun in der Erkenntniß des wahren Gottes den Frieden gefunden, der ihm vorher gefehlt hat, du liebes theures Weib! wirst die Küche gut bestellen, ich besorge den Keller und so wollen wir morgen, so Gott uns noch leben läßt, ein doppeltes Fest, das schon genannte und zugleich den Jahrestag deiner Landung auf dieser Insel feiern. An den letzten hatte Marie nicht gedacht. Eine Thräne entfiel ihr, als sie daran erinnert wurde. Sie hatte sich oft am Grabe der beiden Theuern in Liebe erinnert, die durch ein so finsteres Loos von ihrer Seite gerissen worden waren, und manche Thräne, in den Abendstunden daselbst geweint, hatte sich mit dem Thau der Rosen gemischt, die ihre purpurnen Blätter über den Hügel gestreut hatten. Jetzt beeilte sie sich, die nöthigen Anstalten zu treffen. „Es ist nicht nur ein doppeltes Fest,“ sagte sie dann zu William, „das wir morgen feiern, es ist ein dreifaches. Dieser Tag ist auch der Todestag derjenigen, die ich nächst dir auf dieser Erde am meisten liebte. Der Christ soll auch den Todestag seiner Lieben feiern, und ihrem Andenken eine heilige Stunde wiedmen. Ich will es thun, und du und der Neubekehrte, ihr sollt meine Begleiter und Helfer seyn.“ — Jetzt ging sie weg, holte sich ein aus Weiden künstlich geflochtenes Körbchen, steckte ein Messer zu

sich, eilte in den Garten, und nach einer halben Stunde kam sie wieder, den Korb voll Blumen, aus denen sie zum Andenken der Vollendeten mehrere zierliche Kränze wand, die am andern Morgen das Doppelgrab schmückten. So verging der Abend.

Die Nacht breitete ihren kühlen, dunkeln Mantel über die eine Hälfte der Erde aus, und alles sehnte sich auf derselben nach Ruhe. Auch unsere Inselbewohner hatten sich heute ihrer gefreut, um am nächsten Morgen neu gestärkt und gekräftigt zu erwachen. Schon schimmerte die Morgensonne durch die Akazien- und Palmwälder der Insel, und der feierliche Ruhetag, der Sabath des Herrn hatte die Psalmen und Loblieder in den Kehlen der Vögel geweckt, die sie durch die geräuschlose Stille der Haine zu flöten begannen. Die ganze Natur hatte sich in ihren Brautschmuck geworfen, das dreifache Fest in ihrer ganzen Pracht mit zu feiern. In Thälern und Hügeln glänzte der Morgenthau und strahlte den Glanz der neugebornen Sonne wieder. Da trat das neuerwachte Paar aus seiner Hütte heraus unter den Palmkreis, der vor derselben seine im Morgenwinde flatternden Wipfel erhob, sich den Morgengruß zum Feste zu bieten. „Marie! der Herr ist uns gnädig," sagte William nach einer langen Pause. „Siehe wie friedlich sein Ruhetag über der Insel liegt. Komm und laß

uns in den Stunden der Morgenkühle das Grab besuchen, und die feierliche Weihe des Täuflings vollenden." — Hierauf holte Maria die Kränze. William eilte zum Gartenhause, seinen Schüler abzuholen, und alle begaben sich dann, jedes einen grünenden Palmzweig in der Hand, schweigend zum Grabe. Hier stand schon alles bereit, Wasser und Salbe, was zur Ceremonie erforderlich war, und nach einem kurzen Gebete begann die Taufe. Gottfried sagte laut und deutlich selbst die Artikel des christlichen Glaubens her, und schwur demselben Treue und Glauben, und William goß hierauf Oel und Wasser über denselben aus, zum Zeichen der vollendeten Weihe. Aber wer beschreibt nun die Freude die alle Herzen durchströmte? Die Schauer der Andacht waren zum Erstemale in ihrer ganzen erhebenden Stärke durch alle Glieder des Täuflings gerieselt, als er laut und feierlich ausrief: „Ich glaube an Gott den Vater!" die tiefe Finsterniß des Heidenthums, dazu die Schrecken und der Jammer der Wildheit der menschlichen Natur lagen hinter ihm, und der Genuß des Friedens, der Wonne und der Seligkeit tönte ihm nun aus allen Himmeln ins freudige Herz hernieder. William hatte ihn in der letzten Zeit auch mit dem Trost und den Freuden des religiösen Gesanges bekannt gemacht. Jetzt stimmt er an: „Mein Glaub ist

meines Lebens Licht 2c.," und wie eine Hymne der Engel, die das Lob der Gottheit an ihrem Throne singen, strömte der Gesang von den Lippen der Dreie, und klang wieder aus den Tiefen der Wälder und in den Thälern und Schluchten der Insel. Nun war diese Feierlichkeit zu Ende. Gottfried hatte den beiden unverbrüchliche Liebe und Treue gelobt, und wurde von Stunde an als Glied der Familie betrachtet. Marie hatte schon früher die Kränze auf's Grab ihrer Lieben gelegt, und bestreute nun dasselbe mit Blumen und Zweigen. Mit Entsetzen und Schaudern dachte sich Gottfried ein Jahr seines Lebens zurück, und wußte nicht Worte genug zu finden, seinen Wohlthätern, für seine bessere Bildung und Veredlung zu danken. William freute sich, daß er der Urheber und Gründer dieser kleinen Colonie war, und dankte Gott für die glückliche Wendung seines Schicksals. „Der Mensch," sagte er gerührt, „bedarf bei Allem was ihm begegnet, nur Ausdauer und religiöse Kraft, und Alles, wenn es auch anfangs noch so übel scheint, wendet sich dann zu seinem Besten. — Wer von uns Dreien hätte heute vor einem Jahre um diese Stunde gedacht, daß wir ein Jahr später unter so innigen und schönen Verhältnissen vereint an diesem Hügel stünden, und ein dreifaches Fest feierten? Laßt uns dem Gotte der Vorsehung und der Erhaltung mit festem Muthe ver-

trauen, er wird uns auch künftig führen und bewahren!" Und nun verließen sie die Stelle und zogen in brüderlicher und liebevoller Vereinigung wieder ihrer Wohnung zu. Gottfried erhielt ein Zimmer im größern Gebäude zu seiner Bequemlichkeit, und die Affen bewohnten von jetzt an wieder allein das Gartenhäuschen. Dieser Sontag wurde mit einem großen Zeichen im Kalender angemerkt, und alle Jahre als ein Haupt-Festtag begangen.

Nun vergieng wieder ein volles Jahr in ungestörter Ruhe. Alle drei besorgten den Anbau des Gartens, brachten darin immer mehr Verschönerungen an, und nährten sich reichlich von dem Ertrage desselben, und von Jagd und Fischfang. Marie war in dieser Zeit Mutter geworden. Welch neuer Zuwachs an Freude für das ganze Haus! William versah auch hier wieder die Stelle eines Geistlichen, und gab bei der Taufe dem neuen Ankömmlinge den Namen Gotthold; der Knabe war ein überaus schönes und gesundes Kind. Jetzt beschäftigte die Pflege des kleinen Lieblings vorzüglich die Mutter.

Schon seit längerer Zeit hatte William seinen Neubekehrten, Gottfried, mit auf die Jagden genommen, der ihm das geschossene Wild tragen mußte. Von dem Tage seiner Taufe an aber, erhielt er ebenfalls Waffen und einen vollen Jagdzeug, und William unterwies ihn nun auch im zweckmäßigen Gebrauche deßelben.

Einst waren beide eben erst im Begriffe auf die Jagd zu gehen, und daher, wie gewöhnlich, bewaffnet vom Hause weggegangen. Sie hatten eine ziemliche Strecke der Insel durchstreift und Gottfried schlich sich eben am Saume eines Wäldchens, das sich bis ans Ufer der Insel hinstreckte, dahin, um einen Trupp flüchtiger Gazellen aufzulauern, die William auf der andern Seite des Waldes tiefer im Innern der Insel aufgesucht hatte. Da ward er plötzlich einen Trupp Wilde gewahr, die mehrere seiner Landsleute gefesselt aus einem Boote, mit dem sie gelandet waren, ans Ufer schleppten. Er glaubte sogar einen der Gefesselten zu erkennen, und eilte daher der Heerde Gazellen gerade entgegen, um auf William zu stoßen und ihm das Vorgefallene zu melden. William erschrack, zumal er hörte, daß die Zahl der Mannschaft der Wilden bedeutend sey. Beide beeilten sich nun das Haus zu erreichen, in dem Williams Theuerstes lebte, was er auf dieser Erde hatte, ohne die Gefahr zu ahnen, die sie alle bedrohte. Schnell wurde die kleine Kanone von ihrem Orte genommen, — sie war bisher auf der Schanze postirt, diese und den Eingang zum Parke zu decken, — Pulver und Blei, und für Jeden noch ein Paar Pistolen in den Gürtel gesteckt, ein Säbel umgehangen, und so dem Orte der Gefahr zugeeilt.

Die Affen mußten die Kanone ziehen und

ebenfalls noch Gewehre tragen, und so schlich man sich nun in aller Stille in ein Wäldchen auf einem Hügel, von dem aus man den Kampf vortheilhaft eröffnen konnte. Die Wilden hatten unterdessen ihre Mordlust schon zum Theil befriedigt, und waren eben im Begriffe Feuer anzumachen und die Ermordeten zu braten. Da donnerte plötzlich die Kanone vom Hügel. Ein allgemeiner Schrecken überfiel sie. William hatte dießmal nur blind geschossen, um nicht ohne Noth Menschenblut zu vergießen. Er dachte, wenn die Wilden fliehen würden, wolle er ihres Lebens schonen. Aber er hatte sich dießmal verrechnet. Der Schrecken ging vorüber. Viele waren wohl ihrem Boote zugeeilt, aber da sie keine weitern Folgen des Donners sahen, kam ihnen der Muth von Neuem das Land zu betreten, und sich zu denen zu gesellen, die zurückgeblieben waren. Nun hielten sie Rath, fragten sich was das wohl gewesen sey, und beschlossen einen allgemeinen Angriff auf das Wäldchen. Jetzt galt es Muth und Entschlossenheit, von Seite Williams und seiner Gefährten.

Die Wilden schwangen ihre Keulen hoch in die Luft und erhoben ein furchtbares Geschrei, als sie stürmend dem Hügel zueilten. Da donnerte zum zweiten Male die Kanone, und drei der Wilden lagen am Boden, regungslos aus-

gestreckt. Neuer Schrecken, neue Flucht. Bestürzt eilten die Wilden dem Ufer zu und sprangen in ihre Kähne. Aber der Donner war verhallt und alles war wieder lautlos und stille. William hatte sich bisher mit seiner Mannschaft versteckt gehalten. Die Wilden wußten daher nicht, was sie aus dem ganzen Dinge machen sollten. Ein neuer Angriff erfolgte, aber hitziger und listiger als der Erste. Ein Theil der Wilden rannte geradezu wider den Hügel heran. Ein anderer hatte denselben umlaufen, und wollte dem versteckten Feinde in den Rükken fallen. William hatte Alles bemerkt und den ganzen Plan desselben erkannt. Er schickte daher Gottfried mit mehreren Affen denen entgegen, die sie im Rücken angreifen wollten, und er blieb bei der Kanone. Der Angriff wurde erneuert. William schoß und streckte sogleich vier wieder zu Boden. Aber er hatte keine Zeit mehr, die Kanone von Neuem zu laden und mußte daher zu seiner Flinte und seinen Pistolen greifen. Der neue Verlust hatte die Wilden vollends wüthend gemacht. William sah sich nun im ungleichsten Kampfe. Wenigstens zehn der kräftigsten Feinde hatte er vor sich. Er zielte gut. Jeder Schuß streckte einen zu Boden und nun kam es zum Handgemenge. Er zog den Säbel und theilte damit gewaltige Hiebe aus. Als die letzten Wenigen sahen, daß

dieser Feind unüberwindlich sey, suchten sie ihr Heil in der Flucht. Aber jetzt liefen sie in die Arme des Todes. Gottfried hatte nämlich den kleinen Trupp, der wahrscheinlich auch der weniger beherzte war, glücklich mit Hülfe seiner Affen in die Flucht geschlagen. Alle Fliehenden vereinigten sich jetzt auf ihrem Wege. William stieß in der Verfolgung der Wilden auf ein Paar Affen, deren Gewehre noch geladen waren. Er sandte die Kugel den Fliehenden nach, und jede kostete den Feinden einen Mann. Was am Leben geblieben war, eilte aus allen Kräften die See zu erreichen und sein Leben zu retten. Nur wenige waren entkommen, die meisten deckten das Schlachtfeld. So war diese blutige Scene für William glücklich bestanden, und Gottfried und die Affen hatten ihm gute Dienste gethan. Nun eilte er vor Allem dahin, wo noch eines der Schlachtopfer der Wilden gefesselt am Boden lag, und seine Begleiter folgten ihm. Aber welch ein Auftritt. Gottfried erkannte sogleich in dem Gebundenen seinen jüngern Bruder und wußte sich vor Freuden im ersten Augenblicke gar nicht zu fassen. Schnell waren die Fesseln gelöst, und der entkräftete Unglückliche aufgerichtet. Gottfried weinte heftig vor Freude am Halse des Bruders, und bat dann seinen Herrn sich desselben ebenfalls anzunehmen.

Williams Freude war nicht geringer als die seines Gottfrieds, und recht gerne gewährte er diesem daher die Bitte, den Geretteten mit nach Hause nehmen zu dürfen. William eilte indessen voraus, den ganzen Vorfall seiner theuern Marie zu berichten. Marie hatte den Donner der Kanone vernommen, ohne zu wissen, was er zu bedeuten habe, und was auf ihrer Insel vorgehe. Sie zitterte vor Angst und Freude als sie William sah und fragte schnell nach dem Geschehenen. William beruhigte sie und erzählte Alles. Gerührt dankte sie Gott, daß die Sache einen so guten Ausgang genommen hatte, und herzte von Neuem ihr liebes Kind, mit dem sie beschäftigt gewesen war. Bald kam auch Gottfried mit seinem Bruder nach. Wie erstaunte aber der Wilde, als er das Haus, den Garten und die ganze Einrichtung sah! Es mochte ihm gewesen seyn, wie einem auf dem Lande gebornen und erzogenen Kinde, das zum Erstenmal in eine größere Stadt kommt. Er wollte alles betasten und berühren. Gottfried wurde nun der erste Führer und Lehrer seines Bruders, und da Ersterer seine Muttersprache noch nicht verlernt hatte, so gieng der Unterricht um so besser von Statten. Beide besorgten nun zusammen die Geschäfte, die Gottfried zuerst allein verrichtet hatte, und dabei gab es der Lehr- und Lernstoffe schon genug; freilich hielt es anfangs etwas

schwer den Neuangekommenen an eine regelmäßige Thätigkeit zu gewöhnen.

Gottfried hatte bisher den Werth einer, auf Grundsätzen beruhenden Handlungsweise lieben gelernt, und darum suchte er bei jeder Gelegenheit auch seinen Bruder damit vertraut zu machen und gab ihm überall den Grund an, warum dieß so und nicht anders geschehen dürfe. Es ward ihm leichter, als es William mit ihm gegangen war, da die Brüder sich außerordentlich liebten, und darum fand auch Williams Wort und Beispiele bei dem Lernenden immer die beste Aufnahme, und den lockersten fruchtbarsten Boden. So gedieh das Werk der bessern Erziehung und Bildung dieses Menschen von Tag zu Tag mehr und alle Inselbewohner redeten schon oft von der Feier jenes Tages, an dem auch er durch die Taufe in den schönen Bund der Christen treten werde. —

Während man sich aber vorzüglich damit beschäftigte, ihn zu diesem Uebertritte würdig vorzubereiten, dachte William auch ernstlicher an bessere Vorsichtsmaasregeln zu ihrer Sicherheit. Einige der Wilden bei dem letztern Vorfalle waren entkommen, und hatten also auch denselben ihren Landsleuten erzählen und sie zur Rache auffordern können, der ganze Stamm konnte nun einen Ueberfall wagen, und William mit seinen Leuten wäre verloren gewesen. Deswe-

gen wurde unaufhörlich daran gearbeitet, jenen Hügel, von dem man die Aussicht über einen großen Theil des Meeres hatte, und von welchem aus man die zwei einzigen Landungsplätze der Insel sehr gut besteigen konnte, mit einer Schanze zu befestigen und dieß durch einen hochverpallisadirten Gang mit dem Garten und der Wohnung zu verbinden. Endlich war das Werk ohne Unterbrechung zu Stande gebracht, ein Wachthaus dazu gebaut, die Schanze mit zwei Kanonen bepflanzt und die Bewachnng der Landungsplätze den beiden Brüdern aufgetragen.

So war das neunte Jahr seit Williams Ankunft auf dieser Insel vergangen, und er und Marie hatten oft um Erlösung aus dieser Einsamkeit gebetet. Aber immer schien das Schicksal noch unentschlossen, ihren Wunsch zu erfüllen.

Da dämmerte ein anderer Stern der Freude auf. Marie ward zum zweiten Male Mutter, und gab dem kleinen Gotthold noch eine Spielgefährtin in einer lieben Schwester. Im ganzen Hause war Freude. Gotthold, der inzwischen ziemlich herangewachsen war, und durch sein gutmüthiges und kindliches Betragen, so wie durch den Anfang seiner geistigen Entwicklung den Eltern sehr viel Freude machte, gab sich jetzt alle Mühe, sich seinem Schwesterchen verständlich zu machen, aber freilich vergeblich, denn dazu

war dasselbe ja noch zu klein. Er plauderte beständig mit ihr, machte ihre Stimme nach, küßte und drückte sie an seine glühenden Wangen und gab ihr alle Beweise der Bruderliebe, wie dieselbe in seinem kleinen, aufrichtigen Herzen aufloderte. Das machte nun dem Gottfried und seinem Bruder viel Vergnügen, wenn sie das in den Zwischenstunden so mitansehen durften, und jeder suchte es dem andern zuvorzuthun, den Kindern seine Anhänglichkeit zu beweisen. Sie brachten ihnen allerlei kleine Geschenke mit, wenn sie kamen, eine bunte Feder oder Muschelschaale, eine süße Frucht, eine wohlriechende Blume. Gotthold dankte ihnen dann dafür durch einen Handkuß oder mit Worten, und machte ihnen auch wohl ein Gegengeschenk mit einem zerbrochenen Spielzeug. Einst hatte der jüngere der beiden Brüder, das kleine Mädchen auf den Armen, um sie im Garten auf und abzutragen; da traf er auf eine Heerde wilder Hühner, die in dem Garten eingefallen waren, um sich an den Sämereien zu letzen. Die Vögel waren fast von der Größe unserer europäischen Hühner, bunt und schön gefiedert und leicht zu zähmen. William hatte deren schon früher mehrere gefangen, gezähmt und ihre Eier in seinem Haushalten verwendet. Doch schien dieß wieder eine andere Art zu seyn, und unserm Kinderwärter war nun darum zu thun, einen sol-

chen Vogel zu bekommen. Er legte daher die kleine Helene, so hatte sie der Vater an ihrem Tauftage genannt, in den Schatten einer großen Akazie nieder, und fing nun an, Jagd auf die Hühner zu machen. Er war so glücklich, wirklich einen der Vögel zu fangen, und kam nun, fast außer Athem, gelaufen, das Kind unter dem Baum zu holen und dann mit ihr und seiner Beute der Wohnung seines Herrn zuzueilen. Zu seinem großen Schrecken fand er den Platz leer, an den er es hingelegt hatte, und wußte gar nicht, was er dazu sagen sollte. Er glaubte im ersten Augenblicke, daß jemand aus der Wohnung inzwischen hieher gekommen sey und dasselbe mit dahin zurück genommen habe, und eilte getrost in dieselbe zurück. Aber welch ein allgemeiner Schrecken durchfuhr alle Bewohner des Hauses, als sie die Unglückspost vernahmen! Alles eilte in der größten Bestürzung dem Orte zu, wo er das Kind hingelegt hatte und überzeugte sich jammernd und händeringend, daß es weg war. In ihrem Jammer hob die Mutter unter dem blühenden Baume Augen und Hände zum Himmel, um Gott in dieser Noth um Hülfe anzurufen. Da gewahrte sie fast auf dem Gipfel des Baumes mit neuem Entsetzen ihren kleinen Liebling und ein Schrei der Freude und des Schreckens entfuhr ihr. Ein großer alter Affe, der sich während der Hühnerjagd herbeigeschli-

chen und mit dem Kinde den Baum erstiegen hatte, schaukelte dasselbe auf seinen Armen und gab ihm alle Beweise seiner Affenliebe und seiner Zärtlichkeit. Nun war das Verlorne doch wenigstens wieder gefunden, und nur die Sorge, des Kindes wieder habhaft zu werden, beschwerte noch das älterliche Herz. Es ist bekannt, daß die Affen, Liebe sowohl für ihre Jungen, als für kleine Kinder zeigen und darum durften sie keine Beschädigung des Kindes von dieser Seite fürchten. Aber besonders die Mutter besorgte, daß der Affe das Kind fallen lassen möchte und es dadurch Schaden leiden könnte. Man bot deswegen Alles auf, das Thier mit dem Kinde vom Baume herabzulocken, aber lange vergeblich. Endlich holte der Vater eine Schüssel voll Mais, eine Lieblingsspeise der Affen, stellte sie unter den Baum, entfernte sich eine Strecke weit, umging den Affen, der inzwischen schon heruntergestiegen war und das Kind wieder hingelegt hatte, wo er es fand, erhaschte glücklich den Liebling, während das Thier mit seinem Mais beschäftigt war, und brachte denselben, Gott dankend, der vor Freude weinenden Mutter. —

Die Bildung des unvorsichtigen Jägers ward mit Fleiß und Eifer fortgesetzt und in einigen Monaten war er so weit gebracht, daß man ihn für tüchtig erkannte, die Zahl der Christen zu vermehren. Er erhielt bei seiner Taufe von

William den Namen Gottlieb, und genoß von nun an alle Rechte eines Neubekehrten und eines Familiengliedes des Hauses. Jetzt erst dünkten ihm die Tage seines Lebens schöner zu seyn, als sie bisher waren, so lange er sich denken konnte, denn nie hatte er unter seinen Stammesgenossen die Liebe und das Vertrauen genossen, welche man ihm hier schenkte. Jetzt erst erkannte er den Werth der Gesittung, und fühlte die Wohlthaten des Umganges mit guten, gebildeten und religiösen Menschen. Von Religion hatte er ja früher eben so wenig als sein älterer Bruder gewußt, und daher die geistige Lebenswärme, die sie über den innern Menschen verbreitet, nie geehrt, nie empfunden. Sein ganzes früheres Leben erschien jetzt gegen das jetzige, wie eine kalte Winternacht, und noch durchrieselte ihn ein frostiger Fieberschauer, wenn er nur daran dachte. Man hatte ihn gewöhnt, auch die feinern Unterschiede des Schicklichen und Nichtschicklichen in Rede und Handlung zu bemerken, und er bemühte sich auch, dieselben nach dem Beispiele aller Hausgenossen, im Umgange zu beobachten. Alle wetteiferten darin, des Guten am meisten zu thun und hervorzubringen, und Gottlieb wollte durchaus nicht zurückbleiben.

Bisher war es dem William, trotz aller List und Bemühungen noch nicht gelungen, eine oder mehrere der Gazellen zu fangen, um sie für

seine Oeconomie zu zähmen, und er hatte deswegen schon seit einigen Jahren den Plan dazu aufgegeben. Nun wurde die Sache einst in einer Abendunterhaltung flüchtig berührt, und der Wunsch nach dem Besitze solcher Thiere ausgesprochen. Am andern Morgen, kaum nach Tagesanbruch, war Gottlieb in aller Stille aufgestanden, hatte das Haus verlassen und war mit mehreren Schlingen in den nächstgelegenen Wald geeilt, um ein Lager dieser Thiere auszukundschaften. Das Glück war ihm günstig, und ehe zwei Stunden vergingen, trug er eine alte Ziege auf seinen Schultern, und eilte durch den Garten der Wohnung zu. Alles schlief noch, als er das Thier mit der Schlinge an eine Palme befestigte, die vor dem Hause stand. Er eilte nun selbst wieder seiner Schlafstelle zu, und war heute der letzte im Hause, der erwachte. Welch eine Freude aber erfüllte die in der Morgenkühle Heraustretenden, als sie des Thieres ansichtig wurden. Eines fragte das andere, wie es wohl hieher gekommen sey, aber Niemand wußte Bescheid. Der kleine Gotthold wollte sich gar nicht von ihm trennen, denn der Vater hatte ihn zum Spaße auf den Rücken desselben gesetzt, um ihn reiten zu lassen. Auch die kleine Helene langte beständig mit ihren winzigen Händchen nach ihm, und wollte der Mutter fast über die Arme herunterschlüpfen. Zu diesem lustigen

Auftritte hatte sich Gottlieb endlich auch auf den Zehen herbeigeschlichen und bezeugte nicht weniger seine Freude darüber. Aber der Vater hatte den Stifter dieses Vergnügens bald errathen. Er hatte noch Spuren an den Kleidern desselben von der Wolle des Thieres entdeckt, und ihm auch angesehen, daß sein Schlaf nur ein erkünstelter, kein natürlicher sey, denn seine innere Freude über dies unerwartete Gelingen seines Vorhabens konnte er nicht ganz unterdrücken. William unterließ nicht, dem braven Jünglinge sein gebührendes Lob über diese Aufmerksamkeit zu sagen und Gottlieb ließ auch nicht die geringste Gelegenheit entwischen, sein Zuvorkommen und seine Aufmerksamkeit gegen das ganze Haus seines Wohlthäters zu bezeugen. Jetzt gab es wieder neue und angenehme Beschäftigung. William gab den beiden Brüdern die Anleitung zum Bau eines Ziegenstalles. Es wurde Holz gefällt und herbeigeschafft, Erde zu einem Grunde für das Gebäude aufgeworfen, Steine herbeigeschafft, aus Lehm, Moos und Wasser ein Bindemittel zum Mauern bereitet, und nun frisch angefangen zu bauen. In wenig Tagen war der Stall fertig und die Ziege in ihre neue Behausung eingeführt. Die Fütterung und Zähmung des Thieres hatte sich Gottlieb gleich anfangs ausgebeten, weil er dasselbe gefangen hatte. Der kleine Gotthold,

den Gottlieb öfter mit an die Stallthür nahm, wenn Fütterungszeit war, konnte sich nicht genug an den schnelleu Wendungeu und Bocksprüngen des artigen Thierchens ergötzen, und freute sich schon die ganze übrige Tagszeit darauf. Die Thiere vermehrten sich bald, da das eingefangene eine trägtige Mutter war. Auch war die Zähmung der Jungen um so leichter, da sie ihre natürliche Freiheit nie gehabt hatten.

So verbesserte sich die Oeconomie unserer Inselbewohner von Woche zu Woche, und für die beiden Kinderchen gab es immer Stoff zu neuer Freude. Unter solchen schönen Verhältnissen flossen wieder mehrere Jahre in Ruhe und Friede dahin. William und Marie, obwohl sie mit ihrem Schicksal ganz zufrieden waren, hatten dennoch immer im Stillen gebetet, daß Gott sie durch irgend eine günstige Gelegenheit in ihre Heimath zürückführen möchte.

Auch dieser Augenblick sollte kommen.

Einst in einer sturmvolleu Nacht, uud als die beiden Brüder auf ihrer neuen Schanze ihre gewöhnliche Wache hielten, vernahmen sie in weiter Ferne den Donner mehrerer Kanonenschüsse. William ward sogleich davon benachrichtigt, und in aller Herzen regte sich die Freude der Erlösung. Schnell ward mit dem Geschütze der Schanze geantwortet, sein Donner rollte über die Tiefe dahin und trug in das entfernte, von

Gefahr bedrohte Schiff, die Hoffnung der Errettung. Von beiden Seiten gab man noch mehrere Salven, und um den Bedrohten das Land ihrer Rettung zu verkündigen, hatte William mit eigener Hand einen schon dazu bereitstehenden Reißighaufen angezündet, der seine Flammen nun in lichterloher Helle über das Meer hinwarf. Der Donner des Geschützes schwieg, denn diese eigene Art eines Leuchtthurms hatte den geängstigten Schiffsbewohnern die Stelle gezeigt, an der sie landen konnten. Inzwischen hatte sich William in seinen ganzen militärischen Staat, der ihm seit seiner Ankunft auf dieser Insel geblieben war, geworfen, und der ihm das Ansehen eines lang gedienten Officiers gab, und war heruntergeeilt, um die ankommende Mannschaft zu empfangen. Er hatte alle Vorsicht dabei zu gebrauchen, um nicht ein noch härteres Schicksal, als sein bisheriges zu erfahren.

Es konnte ja auch ein, gegen seine Nation feindlich gesinntes Schiff seyn, und dann stand seine Freiheit, ja sein Leben auf dem Spiele. Seiner Familie ging es dann nicht besser, deshalb nahm er zu einer List seine Zuflucht, welche die Finsterniß der Nacht trefflich begünstigte. Die beiden Brüder hatte er bewaffnet auf der Schanze zurückgelassen, wo sie sich von Viertelstunde zu Viertelstunde den Wachtruf zurufen mußten. Ein Theil der Affenmannschaft, von

der unsere Leser schon wissen daß sie gut exercirt sind, mußte bei dem Scheine einer Laterne, die noch aus Schiffstrümmern vorhanden war, mit geschulterten Gewehren auf der Schanze auf- und abspaziren, damit die neuankommende Schiffsmannschaft eine starke Besatzung vermuthete, während die übrigen ebenfalls mit geschultertem Gewehre, ihm an dem Strand des Meeres folgen mußte. Freilich ein possirlicher Auftritt, den jedoch die Nacht nur unbestimmt erkennen ließ. Hier postirte William seine Affen in ziemlicher Entfernung an den Saum eines Wäldchens, während er als kommandirender Officier mehrere Schritte vorwärts ans Ufer trat, und das daher rudernde Boot erwartete.

Dieses Boot kam allmählig näher, und William befahl der Bemannung desselben still zu halten, um den Auftrag des Gouverneurs dieser Insel zu vernehmen. „Man hat," sagte er, „Eure Nothschüsse vernommen und ist bereit euch aufzunehmen und zu helfen. Der Gouverner dieser Insel hat mich deßwegen hiehergeschickt, um zu erfahren, aus welchem Laude ihr kommt, und von welchem Volke ihr seid, wie stark eure Flotte und ihre Mannschaft ist. Er warnt durch mich Jeden eurer Bootsmannschaft, bevor alle diese Fragen genau, und der Wahrheit getreu beantwortet sind, das Land zu betreten. Wollt ihr aber die Bedingungen, die

er euch dann, wann alle diese Fragen beantwordet sind, machen läßt, und die keine andern als friedliche siud, erfüllen, so sei euch hiemit durch mich in seinem Namen Hülfe und Rettung zugesagt.“ Hiermit nahm der kommandirende Officier des Boots das Wort und erwiederte: „Ich bin vom Kapitän unseres Schiffes mit einiger Mannschaft hieher geschickt, den Gouverneur dieser Insel um Hülfe und freundliche Aufnahme zu ersuchen. — Wir sind vor wenig Wochen mit der portugiesischen Flotte von Batavia aus abgesegelt, um nach Europa, nach unserm Vaterlande Portugal, zu steuern. Widrige Winde und Stürme haben unser Schiff von der Flotte getrennt, und an diese Insel verschlagen, an der wir in dieser Nacht fast Schiffbruch gelitten hätten. Wir unterwerfen uns gerne jeder friedlichen Bedingung des Gouverneurs, und bitten nur um Einlaß in den Hafen.“ Das klang wie Silberton in Williams Ohren, und er konnte sich kaum mehr enthalten, sein ganzes bisheriges Schicksal jetzt schon zu entdecken. Jedoch die Klugheit rieth ihm davon noch ab. „Kehrt zurück zu euerm Schiffe, und sagt eurem Capitän, daß ihm jeder Wunsch gewährt seyn soll.“

Die Mannschaft des Boots hatte während dieser Unterhandlung ihre ganze Aufmerksamkeit auf die im Waldsaume der Insel postirte Mann-

schaft Williams gerichtet, wußte aber nicht, was sie aus derselben machen sollte. Sie sah doch deutlich mehrere Gewehre in Böcke aufgestellt, und konnte nicht begreifen, warum keine bessere Kriegszucht unter der Inselbesatzung herrschte. Bald bemerkte man Sprünge von den tollsten Wendungen, bald einen Regen von Steinen oder was es sonst war, mit dem sich die in zwei Parthien getheilte Mannschaft zu werfen schien, bald hingen sich 2, 3 und noch mehr in den Haaren; bald gings die Bäume auf und ab, wie im Gallopp, und dergleichen Erscheinungen folgten in Menge aufeinander.

Man überredete sich endlich, daß diese Leute nur ihre ungeheure Gewandheit im Turnen zeigen wollten, und der Officier vielleicht selbst eitel darauf sey, da er es ohne Widerrede geschehen ließ und fuhr in dieser Meinung ab.

William eilte voll Freude mit seinen Affen der Heimath zu, um die Freudenbotschaft von der nahen Erlösung seinem theuern Weibe und seinen lieben Kindern mitzutheilen. Schon lange hatte man diesen erzählt, daß ein großes Haus auf dem Wasser geschwommen kommen würde, das sie alle, auch die zwei Brüder, mit in ein anderes Land nehmen, wo es lauter Christen gebe. Wer beschreibt die Freude, die sie alle empfanden, als William ihnen sagte: das Haus

sey da, und man dürfte jetzt nur zusammenpacken und einsteigen. Der kleine Gotthold holte schon alle seine Spielsachen herbei, und bat den Vater beim Einpacken doch ja nichts davon zu vergessen.

Gottfried und sein Bruder Gottlieb hatten bisher ihr Amt treu und pünktlich auf ihren Posten verwaltet und dabei die Affen tüchtig in Bewegung gesetzt. Jetzt kam der Aeltere mit der Anzeige gelaufen: das Schiff komme der Insel schon ziemlich nahe, und erbat sich weitere Verhaltungsbefehle. Er erhielt die Weisung: wie bisher die Schanze zu bewachen, und eilte damit wieder seinem Posten zu. William, dessen Herz voll Freude und Erwartung zitterte, hatte die besten Stücke aus allen noch vorhandenen Officiersuniformen zusammengesucht und daraus endlich einen Anzug zu Stande gebracht, der ihn, wie er meinte, tüchtig herausputzte. Damit in bester Ordnung angethan, seinen Säbel an der Seite, einen Gürtel mit ein paar blinkenden Pistolen um den Leib, und einen großen Tressenhute auf dem Kopfe, eilte er, so sehr er konnte, hinab an das Ufer, um den Schiffskapitän selbst und seine Mannschaft zu empfangen. Die Nacht war inzwischen einer hellen Morgendämmerung gewichen, und das seit zehen Jahren ersehnte und erwünschte Schiff sah William nun mit unbeschreiblicher Freude,

stolz die Fluth daher ziehen. Der Sturm der vergangenen Nacht hatte sich größtentheils gelegt; die Brandungen giengen tiefer und tiefer, und so gelang es dem Capitän endlich, einen sichern Landungsplatz zu finden und mit seiner Mannschaft gerettet, das Trockene zu betreten. William ging ihm entgegen, um ihn zu empfangen, und hatte vor, sich noch einmal für einen abgesandten Officier des Gouverneurs auszugeben, und seine Sache erst nach und nach auf eine gute Art einzuleiten. Aber! Aber! Welch ein Erstaunen, und — welch eine Freude, als William und der Capitän sich erst näher betrachteten! Jeder glaubte im ersten Augenblicke der Bewegung, den andern schon anderswo gesehen zu haben, und konnte sich doch weder an die Zeit noch an den Ort ihrer ersten Bekanntschaft erinnern. Auf einmal aber, da flog einer in des andern Arme und an des andern Brust, und eine Scene allgemeiner Rührung folgte dieser ersten. Beide hatten sich an den Narben erkannt die ihnen die Schiffstrümmer vor dem Cap der guten Hoffnung verursacht hatten, denn der Capitän dieses Schiffes war Niemand anders, als der hamburger Freund und Vetter unseres William. Er hatte durch den Tod seines Vaters sein Vermögen größtentheils verloren, und wandte sich von jener Zeit an ausschließlich dem Seedienste zu.

Ihm erzählte nun William sein ganzes bisheriges Schicksal seit ihrer Trennung am Cap. Der Capitän konnte sich wohl eines heimlichen Lächelns kaum erwehren, als er die Schanze und ihre Besatzung näher besah, und sich der Erzählungen erinnerte, die ihm seine Leute von der Mannschaft Williams, wie sie erst vor wenigen Stunden noch sich im Waldsaume am Meeresufer geberdet, gemacht hatte. Er mußte dabei aber auch sein Lob über die zweckmäßige Einrichtung alles dessen, was er sah, und über die kluge Berechnung aller wahren Vortheile laut aussprechen, und schüttelte mit wahrer Biederkeit und Freude seinen Freund und Vetter die Hand, indem er sagte: „Alles ist prächtig, Vetter! Es ist schade, daß du so lange allein seyn mußtest." Jetzt führte ihn William auf sehr schön angelegten Wegen zu seiner Wohnung. Er verschwieg absichtlich ihm von seiner Frau und seinen braven Kinderchen zu erzählen, und bereitete sich dadurch selbst einen Augenblick der angenehmsten Ueberraschung. Schon über die Anlage des Gebäudes und seiner Befestigungs-Werke, dann über den herrlichen Park, die vielen schönen Alleen und Baumgruppen die darinnen standen, und über die köstlichen Gewächse, deren feine Gerüche sich über denselben verbreiteten, konnte der Neueingeführte sich nicht genug wundern; aber wie wuchs erst sein Erstaunen

als eine hohe, edle Frauengestalt, voll Anstand und Würde, den Adel der Tugend in all ihren Zügen, mit einem kleinen Kinde auf dem Arme, und einen wunderholden Knaben an der Hand unter die Thüre des Hauses trat, und den Eintretenden mit aller Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen kam. „Wer ist diese holde Erscheinung?“ fragte betroffen der Capitän, „und warum hast du mir nicht früher davon gesagt?“ „Sie ist meine Frau,“ entgegnete William, „und warum ich dir noch nichts von ihr sagte? weil es süßer ist, unerwartet das höchste Glück seines Freundes zu erfahren und kennen zu lernen.“

Man überließ sich dann ganz den Ergießungen seines Herzens. Marie besorgte die Küche, die beiden Brüder, die nun von ihrem Postendienste befreit waren, den Keller und die Bedienung, und William erzählte bunt durch einander, wie es ihm und den Seinigen bisher gegangen, wie er seine Frau und die zwei Brüder gerettet, und was er sonst alles Merkwürdiges erlebt und gethan habe. Dabei gab es aber der possirlichen Auftritte nicht wenige, und der Capitän mit seinem ganzen Officierscorps hatte immer genug zu lachen. Die neuen Hüte und Uniformen nämlich, interessirten vor allen am meisten die Affen, die ihrer Zahmheit wegen auch bei der Gesellschaft Zutritt hatten. Diese

stahlen sich, einer um den andern, sobald sie sich unbemerkt glaubten, einen der hingelegten Hüte, bedeckten ihre Schädel damit, und fingen nun an, die gesehenen Artigkeiten und Complimente so treu als möglich nachzuahmen. Bald becomplimentirte sich die ganze zahme Affenwelt dieser Insel nach europäischer Sitte, und hatte dabei einen so schrecklichen Lärmen mit Redensarten, die sie nachahmen wollten, daß Alles darüber in ein unwillkührliches Lachen ausbrach. Nun wurde das Essen aufgetragen, und Mariens Küche hatte für ihre heutigen Gutschmecker manches Angenehme und vielleicht gar Leckerhafte. Alles war froh und überließ sich der ungezwungensten Freude hier, bei Tische ward nun über die Rückfahrt Williams und seiner Leute gesprochen. Er hatte die Insel, und besonders seinen schönen Garten unendlich liebgewonnen; aber gerade der erst kurze Umgang mit mehreren gebildeten Männern hatte in ihm von Neuem um so stärker den Wunsch und die Sehnsucht nach der Heimath rege gemacht, und Nichts hätte ihn von nun an vermocht, zurück zu bleiben.

Unter den nöthigen Vorbereitungen zur Abreise, sowohl im Schiffe als in der Wohnung Williams, waren mehrere Tage verstrichen.

Das Schiff ward aus der Vorrathskammer Williams mit Lebensmitteln aller Art, mit vor-

trefflichen Palm- und andern Inselweinen und mit frischem Fleische, der Beute reicher Jagden auf Gazellen und Hühnern rc. so wie mit frischem Quellwasser versehen; alle Schätze Williams, in ungeheuern Kisten in dasselbe geschafft, die Wohnung nach früherer Weise versperrt, und außen mit Inschriften in verschiedenen Sprachen versehen, den zahmen Affen und Gazellen ihre frühere Freiheit geschenkt, und so bei günstigem Winde die Anker gelichtet und der eigentlichen Heimath zugesteuert. Kein Unfall unterbrach die Reise, und unsere Einsiedler, die das Schicksal auf eine so eigene Weise aus Ost und West zusammen geführt hatte, landeten bald an Englands Küste.

Hier, im Vaterlande unsers Williams, im Genuße ihrer unermeßlichen Reichthümer führten sie ein Leben voll Eintracht und Freude, voll Glück und Zufriedenheit.

Gottfried und Gottlieb, die beiden Brüder sahen des Sehenswerthen und Wissenswürdigen kein Ende, und fühlten sich glücklich im Kreise von Menschen, unter denen bürgerliche Rechte und Gesetze sie vor jedem feindlichen Angriffe sicherten und schützten.

Williams Reisedurst war nun befriedigt. Er hatte zwar bei weitem nicht alle die Länder gesehen, von denen er früher in seiner Jugend geträumt hatte, aber er hatte Erfahrungen ge-

macht, an welche ihm früher in England kein Gedanke gekommen war. Er hatte alle Gefahren des Seelebens und das Unglück der Einsamkeit gefühlt, und darum war die Liebe zur Heimath nun um so lebendiger in seiner dankbaren Seele. Das Glück hatte ihn mehr begünstigt, als es anfangs scheinen wollte, und als er sich je träumen ließ; aber er überhob sich desselben nicht, er that wohl mit seinem Ueberflusse, Allen die er als würdig und bedürftig erkannte, und theilte reichlich von dem, was ihm das launenhafte Glück so reichlich geschenkt hatte. Mit Ruhe und Zufriedenheit erreichte er ein glückliches Alter, sah frohen Blickes seine beiden Kinder wie zwei Hoffnungsblumen vor sich aufblühen, erinnerte sich oft und dankbar an den Wechsel aller seiner Schicksale, und lächelte dem Augenblicke entgegen, der seinen Lebensnachen aus allen Stürmen des Lebens in den Hafen der Ruhe, zu den Frieden des Jenseits tragen würde.

# Del Fiego.

Eine der schönsten Städte Oberitaliens, zwischen dem Po und den Apeninnen, ist Piacenza die Hauptstadt des nun mit Parma vereinigten Herzogthums gleichen Namens.

Hier in diesem Herzogthume, ohnweit der Hauptstadt, lebte vor vielen Jahren ein außerordentlich reicher Mann, alle Tage herrlich und in Freuden, wie der Mann im Evangelio, und machte sich's zum Grundsatze, wie jener, dieß Leben so viel als möglich zu genießen. Graf Fiego hatte weder Weib noch Kind, und wußte seines Reichthums kein Ende. Sein Schloß in einer der anmuthigsten herrlichsten Gegenden Oberitaliens gelegen, glich Jahr aus, Jahr ein, einem förmlichen Hoflager, an dem alle Freunde des Hoflebens beständig ab und zuströmten, denn seine Küche war die beste in ganz Italien und seine Weine konnten die Kenner nicht hoch genug erheben. So trieb er es bis fast in sein vierzigstes Jahr. Aber von nun an stellten sich auch die unausbleiblichen Folgen des Wohllebens und Nichtsthuns ein. Er bekam das Zipperlein (Podagra) mit dem ganzen Gefolge seiner un-

endlichen Schmerzen, so, daß er am Ende das Bett nicht mehr verlassen konnte. Da hatten nun freilich die Schmausereien ein Ende, und seine Freunde verließen ihn, wie es einst Hiob in der Bibel gegangen war.

Er ließ nach und nach alle Aerzte der Gegend, später auch fremde berühmte Männer dieses Faches rufen, aber alles vergeblich. Keiner konnte ihm helfen. Die Aerzte wußten wohl, daß seine gewohnte Lebensweise, gut Essen und Trinken, die Sache verschlimmern und warnten ihn, aber vergeblich, denn das konnte er nicht über sich gewinnen, mäßiger zu seyn. Einst als er wieder von dem größten Schmerze gefoldert auf seinem Ruhebette lag, kam ein armes Bäuerlein, einer seiner Unterthanen, zu ihm, um seine Steuer zu bezahlen. Der Bauer war, obgleich sehr ärmlich gekleidet, doch frisch und gesund, hatte groß Bedauern mit dem Grafen, als er dessen Krankheit und Wehklagen vernahm, und konnte sich auch nicht enthalten, dasselbe nach seiner gutmüthigen, wohlmeinenden Manier zu erkennen zu geben. Gnädiger Herr! sagte er, Sie sind so reich und doch so leidend, warum gebrauchen Sie denn keinen Arzt? Man bedeutete dem Bauer, daß dies schon geschehen sey, und daß keiner helfen könne.

Da merkte derselbe erst aus dem Gespräche, an welcher Krankheit der Graf darnieder liege,

denn er sah inzwischen auch, daß man die herrlichsten Gerichte auftrug, die sich der Graf vortrefflich schmecken ließ. Er konnte sich eines heimlichen Lächelns dabei kaum erwehren und sagte nach einer Weile ganz offenherzig: Was gibt mir der Herr Graf, wenn ich ihn vom Grunde aus kurire? Man sah ihn verächtlich an, und wieß ihm die Thüre, denn der Graf glaubte, daß er sich mit Quacksalbereien abgebe. Dieß mochte der Bauer gemerkt haben, und sagte deßwegen im Weggehen noch: Herr Graf! ich würde mich dabei eines ganz natürlichen Mittels bedienen, und wette mein Leben, daß Sie kurirt würden. Da ließ man ihn wieder zurücktreten, und er mußte sein Mittel nennen: „Mein Mittel," sagte er, „ist ganz kurz, dieß: Alle Tage tüchtig arbeiten und dabei nur mittelmäßig gute Kost genießen." — Fast war der Graf dadurch zum Zorn gereizt, daß der Bauer ihm zu arbeiten zumuthe, und seine Kost geschmälert wissen wolle. Dieser sah, daß es Zeit sey, die Thüre zu suchen, und entfernte sich. Aber des Grafen Zipperlein nahm täglich zu und seine Schmerzen wurden fast unerträglich, da er immer bei seiner vorigen Lebensweise blieb.

Zu jener Zeit brach nun ein Krieg im Lande aus, der zwischen den Guelfen und Gibelinnen schrecklich wüthete, und fast ganz Oberitalien

verwüstete. Der Graf hatte sich von jeher der Parthei der Guelfen angeschlossen, konnte aber an diesem Kriege seiner Krankheit wegen, nicht Theil nehmen. Zu seinem Unglück wendete sich dießmal das Glück den Feinden zu, und auch Fiegos Burg ward erstürmt, und nach leichter Mühe genommen. Nun traf es sich unglücklicherweise noch, daß gerade der kommandirende Officier einer seiner ärgsten Feinde war, der einen unversöhnlichen Haß gegen Fiego im Herzen trug und nun Gelegenheit hatte, seine Rache an ihm zu befriedigen. Fiesco, so hieß der Sieger, fand beim Durchsuchen des Schlosses den kranken Fiego von Schmerzen an sein Bett gefesselt, und überlegte nun ganz kaltblütig, wie er sich an ihm rächen wolle. „Ermorden will ich dich nicht,“ sagte er höhnisch lächelnd zu ihm, aber du sollst dennoch lebend tod seyn,“ und dabei ließ er ihn aufpacken und in das tiefste Loch des Gefängnißes der Burg bringen. Von nun an hatte das Wohlleben Fiegos ein Ende. Ein Bund faules Stroh war seine Lagerstätte, ein Stück schwarzes Brod und ein Krug frisches Wasser war seine tägliche Kost. Seine Schmerzen verloren sich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, da fiel ihm das Bäuerlein ein und er bereute nun, daß er ihm nicht gefolgt hatte, denn dann wäre er wahrscheinlich noch Herr seines Schlosses, weil er es selbst

hätte vertheidigen können. So lag Fiego nun mehrere Jahre in diesem Gefängnisse. Die spärliche Kost, die faule Kellerluft, der Unrath in seinem Gefängnisse, und die entsetzliche Unreinlichkeit am ganzen Körper, dann endlich der Kummer über sein Schicksal hatten ihn ganz unkenntlich gemacht. Fast kein Strahl des Tageslichts drang in diese Grube, nur Unken und Eidechsen waren seine Gesellschaft.

Endlich aber sollte doch die Stunde seiner Erlösung nahen. Das Kriegsglück hatte sich seinen Feinden wieder zugewendet, und nach einem hartnäckigen Kampfe war es ihnen gelungen, Fiesco und seine Sippschaft aus der Burg zu verjagen. Fast acht Tage hatte die Belagerung derselben gedauert. Das herrliche Gebäude war in Schutt und Asche gesunken, und Fiego lebendig unter seinen Trümmern begraben. Schon seit mehreren Tagen hatte man seiner nicht mehr gedacht, und ihm auch das Wenige nicht mehr gereicht, was ihm bisher das Leben fristete. Da rief er sterbend noch zu Gott, von seinem faulen Strohlager um Hülfe, und sie erschien. Bald hörte er über sich arbeiten und den Schutt wegräumen. Das Bäuerlein hatte die Gefangenschaft seines Herrn erfahren, und durchwühlte nun den Schutt- und Aschenhaufen, um vielleicht zur Thüre seines Kerkers gelangen zu können,

und wenn er noch lebe, ihn vom Hungertode zu erretten.

Der sterbende Fiego hörte jetzt unweit seiner erschütterten Kerkerthüre das Arbeiten seiues Retters. Er raffte die letzte, versiegende Kraft zusammen, sich bemerkbar zu machen, ruft so stark es gehen will, und siehe! Das Bäuerlein zerschlägt bald Schloß und Riegel an der Thüre, und steht jammernd und erschrocken vor seinem Herrn und Gebieter. Dieser mit Nägeln an den Fingern, wie Adlerklauen und mit einem Bart und Haaren, die bis an die Kniee reichen, ist fast zu schwach — den Retter seines Lebens mit offenen Augen anzusehen. Er fragt nach seinen Namen, erkennt das Bänerlein, und will vor Scham und Reue fast vergehen. Darauf zieht das Bäuerlein ein Stückchen schwarzes Brod und eine Flasche Wasser aus der Tasche, alles was er hatte, reicht's dem Grafen, der sich damit erquickt und stärkt, und führt ihn aus seinen Kerker.

Bald hatte sich der Graf von seiner Schwäche erholt, und gesund und frisch, wie neu geboren, befand er sich jetzt! — Keine Spur vom Podagra und seinen Beschwerden! — Davon hatte ihn die schmale Kost im Kerker geheilt. Freund! sprach der beschämte Graf zu dem Bäuerlein. — Das Geschick zwang mich zu dem, was ich auf deinen Rath verschmähte, und es hat es gut

mit mir gemeint. Sei du fortan mein Leibarzt, und bewahre mich vor jedem Rückfalle in mein voriges wüstes Leben. —

Und so geschah es; bei Mäßigkeit und Arbeit erreichte der Graf in voller Gesundheit ein hohes und glückliches Alter.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg / L.